Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 29 (1947)

Heft: 42

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Winterthur, 17. Oktober 1947 — Erscheint jeden Freitag — 29. Jahrgang Nr. 42

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Aarau

El. St. Es ist wohl immer so im Leben, daß wir als Eingeladene gerne etwas Näheres wissen möchten über die Menschen und den Ort, die uns freundlich aufnehmen und großzügige Gastfreundschaft gewähren wollen. Da Aarau am 18. und 19. Oktober in seinen gastlichen Mauern den Bund Schweizer Frauenvereine empfängt, aus allen Gauen der Schweiz, von Ost und West die Frauen für zwei arbeitsreiche Tage und in jeder Beziehung anregendem Zusammensein herbeiströmen, wollen wir versuchen, in einigen kurzen Strichen die schöne Aarestadt, die Hauptstadt des sogenannten Kulturkantons, das gemütliche, liebliche Aarau den Gästen vorzustellen.

Wie manche andere Stadt von den Kiburgern um 1240 planmäßig an einen wichtigen, durch die Aare bestimmten Verkehrsweg gegründet, ging es 1264 bereits an die Habsburger über, welche ihre Herrschaft durch mehrere stolze Schloß- und Burgbauten im Aargau gekennzeichnet haben. 1415 ging der Aargau an das stolze Bern über, unter dessen kriegerischer Führung und aufwärtsstrebenden Politik auch ihm bewegte Zeiten bescheert waren. Bern beließ Aarau seine bisherige Selbstverwaltung, hielt aber die Herrschaft dennoch fest in Händen, so daß Aarau bis zum Zerfall der alten Eidgenossenschaft sich nie selbständig entwickeln konnte, sondern abhängiger Untertan von Bern blieb. Bern führte Aarau durch die großen Kämpfe der alten Eidgenossenschaft, führte es durch die Erschütterungen der Reformation, 1528 entschied sich die Bürgerschaft Aaraus für die protestantische Lehre, paßte seine Institutionen und kulturellen Verhältnisse der neuen Lehre an, während in der Stadt alles mehr oder weniger beim Alten blieb. In der hübschen Schrift Alt-Aarau von Hektor Ammann finden wir neben vielen schönen Bildern manch interessante Einzelheit aus der Geschichte und Entwicklung Aaraus.

Die „hohe Zeit" für Aarau war diejenige der Helvetik. Als es 1798 beim großen westlichen Nachbarn zu rumoren begann, all die neuen Ideen und Forderungen auch an den Grundfesten der Eidgenossenschaft rüttelten, da fingen auch in der Eidgenossenschaft diejenigen Bünde an „die Fecken zu lüpfen" die bisher am meisten wie Vasallenstaaten behandelt worden waren: Waadt und Aargau. Sie erfaßten die Situation und mit Geschick und Energie erreichten sie ihre Unabhängigkeit und schüttelten nach dem Zusammenbruch des alten Berns im März 1798 im Grauholz, das bernische Joch ab.

Am Zustandekommen des neuen Einheitsstaates der Helvetik nahmen Aargauer führenden Anteil, und so wurde Aarau nicht nur Kantonshauptstadt, sondern Sitz und Hauptstadt der helvetischen Zentralbehörden, es wurde — leider nur für 6 Monate — Hauptstadt der Schweiz. Immerhin war durch diese bewegte politische Zeit neues Leben in die Entwicklung der Aarestadt und des ganzen Gaus gekommen, und wirtschaftlicher und kultureller Aufschwung auf allen Gebieten kennzeichnet diese Epoche: Gründung der Kantonsschule, Glockengießerei, Industrie. Als es gelang, den nun selbständigen Kanton durch die Mediationszeit 1814/15 in die neue Eidgenossenschaft hinüberzuführen, kam diese Entwicklung erst recht zu ihrem Recht. Aaraus kulturelles Leben wurde auch durch den Einschlag bedeutender deutscher Flüchtlinge bereichert, und die Zeit der Regeneration war stark bestimmt durch die verschiedensten bedeutenden Köpfe. Namen wie Zschokke, Sauerländer, Evers, Rauchenstein, Pfeiffer, Münch u. a. sind unzertrennbar von jener Zeit geistigen und wirtschaftlichen Aufschwungs und könnten uns heutigen Schweizern eine Lehre geben, wie viel Bereicherung einem kleinen Volk wie dem unseren aus der Gastfreundschaft und Freizügigkeit gegenüber geistig bedeutender Flüchtlinge erwachsen kann, die bleibenden Wert hat.

Energisch und zielbewußt stellte sich Aarau mitten in das Eidgenössische Leben, es führte 1824 das erste Schweiz. Schützenfest, 1832 das erste eidgen. Turnfest durch, und nahm auch regen Anteil am sozialen Aufbau der Eidgenossenschaft.

Ist es da ein Zufall, daß wir Aarau einige Frauen verdanken, die durch ihre Persönlichkeit und ihre Arbeit in der Schweiz. Frauenbewegung führend geworden sind, und unvergessen bleiben. Da ist vor allem Frau Billiger-Keller, die als langjährige Präsidentin des Gemeinnützigen Frauenvereins maßgebenden Einfluß auf die Gründung der Schweiz. Pflegerinnenschule in Zürich hatte; ihre Nachfolgerin, Frau Coradi-Stahl, die mit ihrer starken, ausgeglichenen und initiativen Persönlichkeit nicht nur in Aarau, sondern in der ganzen Schweiz wertvollste Pionierarbeit für die gesamte Frauenbewegung geleistet hat. Ihr Leitmotiv war Liebe und restlose Aufopferung. „Ich will nur leben, solange ich arbeiten kann!"

Eng verbunden mit dem „Schweizer Frauenblatt", dessen Wiege nach dem letzten Kriege im Verlag des Aarauer Tagblattes stand, ist der Name von Fräulein Elisabeth Flühmann, die als Seminarlehrerin und hochgebildete und kluge Vorkämpferin für die politische Gleichberechtigung der Frau einen großen Einfluß auf die geistige Haltung der Aarauer Frauen ausübte. Unserem Blatt stellte sie jahrelang ihre ausgezeichneten Artikel über in- und ausländische Politik regelmäßig zur Verfügung.

Auf gemeinnützigem Boden, bei den Freundinnen junger Mädchen und in Erziehungsfragen für die weibliche Jugend waren Frau Pfarrer Gschwind, welche in ihrem Haus eine der ersten Haushaltungsschulen eröffnete, und Frau Pfarrer Schmutziger weit über die Grenzen des Aargau hinaus bekannte Persönlichkeiten. Auf wirtschaftlichem Gebiet verdanken die Tricotfabriken von Aarburg ihre Gründung der Initiative einer Frau, Frau Zimmerli, und ganz sicher wäre noch manch eine Aarauerfrau heute zu würdigen, welche leider der momentanen Geistesgegenwart der Redaktorin entgangen ist.

Wie sehr auch die Aarauerfrauen, welche den Ruf der neuen Zeit gehört haben und ihm gefolgt sind, gegen Angriffe und Vorurteile zu kämpfen hatten — wie überall — beweist das geistige Elaborat eines Aarauer Redaktors, der einmal geschrieben hat, „man mache jetzt dann einen Triumphbogen für sie, den man mit allen zerrissenen Wäsche- und Kleidungsstücken bekleiden werde welche sie nicht mehr flicken, weil sie nach außen tätig seien." — Arme Aarauer Männer, sie sehen so gar nicht weder ungepflegt noch unterernährt aus.

Daß wir an Dichtern — wir nennen als Frau nur Sophie Hämmerli-Marti — Pädagogen, Baumeistern und anderen Künstlern dem Aargau eine Reihe bekannter Namen verdanken ist bekannt. Heute freuen sich die Delegierten der über 200, dem Bund Schweiz. Frauenvereine angeschlossenen Vereine die kultivierte und gemütliche Atmosphäre der alten Aarestadt genießen zu dürfen und in der freundlichen Gastfreundschaft der Aarauerinnen zwei, leider mit Traktanden nur all zu üppig bedachten Arbeitstage zum Wohl unseres Volkes verbringen zu dürfen.

Gedanken zum Frauenstimmrecht

Es ist hohe Zeit, daß die volljährige Frau das gleiche Stimmrecht wie der Mann hat. Denn sie steht in der gleichen Weise wie er in der Verantwortung, im Haushalt, in der Gesetzgebung, im öffentlichen Leben und gegenüber unseren sittlichen und geistigen Gütern.

Wie die Männer, die — schlechte Bürger — nicht stimmen, den andern das Stimmrecht nicht nehmen dürfen, so dürfen auch die Frauen, die für sich das Stimmrecht nicht begehren, nichts tun um es den anderen Frauen, welche es begehren und einen ernsten Gebrauch davon machen wollen, zu verwehren.

Ludwig Koehler

Noch einmal ein wenig Milch

El. St. Daß die große Trockenheit in manchen Gegenden auch unseres Landes für die Landwirtschaft, und da besonders für die Viehhaltung und Milchproduktion eine schwierige Situation geschaffen hat, ich glaube, das hat auch der „landesfreundliche, hinterste Städter" begriffen. Und als Antwort und Ergänzung auf den so sympathischen Artikel der Landfrau M. K. in der letzten Nummer möchte ich auf ein paar Punkte hinweisen, die im allgemeinen beim Milchkonsumenten viel mehr Aerger hervorrufen als die Erhöhung des Milchpreises selber, und welche nicht den Bauern angehen, sondern die Organisationen, welchen in den Städten die Milchversorgung obliegt.

Eine der unmöglichsten Vorschriften, gegen welche von Anfang an heftig protestiert worden war ist diejenige, daß die Tagesrationen nur in ½ Litern, schreibe halben Litern bezogen werden dürfe. In einem Haushalt von 6 bis 10 Personen spielt das keine Rolle, aber wo eine Person allein, oder zwei zusammen haushalten, ist es eine unerhörte Zumutung, daß der Konsument nicht imstande ist, seine kleine Ration so zu dosieren, daß er täglich sein kleines Quantum frische Milch hat.

Die Milchgenossenschaften haben sich beim Einsetzen der Milchrationierung auf den Standpunkt (es gab Leute, die sagten auf „das hohe Roß!") gestellt, dem Milchhandel dürfe nicht zugemutet werden in Dezi- und zwei Deziliter auszuschenken! — Hat etwa der andere Handel dem Kriegsernährungsamt mitteilen, und den Käufern erklaren dürfen: „wir verkaufen höchstens pro ½ Pund, pro ½ Litern und wer weniger Coupons hat, bekommt nichts." Auch der Detailhandel hat durch die Rationen von 125,0, von nur ½ Deziliter usw. große Gewichtsverluste und ungeheuer vermehrte Arbeitslast gehabt, aber er hat sie ohne zu maulen, auf sich genommen und damit einen integrierenden Teil an die ausreichende Ernährung weiter Kreise, besonders der Alleinstehenden geleistet.

Aber die Milchverbände diktierten ½ Liter Minimum! Offenbar sind sie der Ansicht, daß jedes alleinstehende Fraueli in einer heißen Dachwohnung selbstverständlich einen Eisschrank hat, oder mit seinen lahmen Beinen gerne zwei Mal im Tag vier Treppen steigt, oder daß es zufrieden sein soll, am zweiten Tag gewärmte Milch (welche bei großer Hitze auch sauer werden kann!) trinken zu dürfen. Ueber solche Dinge regen sich die Stadtleute mindestens ebensosehr auf als über berechtigte Preisaufschläge.

Es ist begreiflich, daß ein Milchmann an den zwei letzten Monatstagen nicht plötzlich 4 und 5 Liter mehr abgeben kann als an allen andern Tagen, aber wenn es dann überhaupt unmöglich ist, wenn in einer kleinen Familie bei Ankunft von Besuch, Enkel-, Ferienkinder das für diese Personen berechtigte Quantum zu erhalten nur aus Selbstherrlichkeit eines Milchträgers und dieser am Ende der Tour noch „vorige" Milch heimbringt, das sind Rücksichtslosigkeiten, mit denen sehr unnötig böses Blut gemacht wird, denn die Hausfrau muß dann einfach in ein Milchgeschäft laufen zur Vereinfachung ihrer Arbeit!

Ebenso unerhört wird allgemein die Forderung der sofortigen Abgabe aller Milchcoupons empfunden. Da gnädigst bei Bedarf Rückzug der Coupons gestattet wird, und es gibt einen Zwischenfall in der Familie, so muß natürlich die Hausfrau wieder der Sache nachlaufen. Es gibt viele Leute, die in dieser Beziehung erfahren haben, wie sehr durch die vollständige Abgabe und die selbstverständliche Rückforderung unangenehme Schwierigkeiten entstehen. Ist das nötig? Immer liegt und lag alle Mühe, alle vermehrte Arbeit auf der Hausfrau, durch die ganze Rationierung hindurch. Und es ist gar kein Wunder, wenn Spitalärzte uns von der Erfahrung sagen, daß so unendlich viele Frauen, die anscheinend frisch und leistungsfähig in den Spital eintreten, nach einigen ruhigen Bett-Tagen in den Nerven vollständig zusammenklappen. Die Lebensmittelkarte ist nirgends sonst abverlangt worden, sie ist Eigentum ihres Besitzers, und so gut wie der Handel imstande war, das nötige Quantum „Futter" immer bereit zu halten, so gut kann der Milchhandel an Hand eines Registers über die zu bedienenden Familien —

Späte Rosen

Dunkle Rosen, zwei beisammen, leuchten
weit erschlossen aus dem grünen Laub.
Einmal wird der Morgentau noch feuchten,
was schon bald entblättert liegt im Staub.

So zwei Menschen, lebenslang verbunden,
— wissend um des Scheidens nahe Zeit —
schreiten durch des Alters Reifestunden,
bis der Ruf ertönt: bist du bereit?

Elisabeth Heeren

Die Symphonie

Skizze von Anna Roner.

„Ob der Vati heut wohl an unseren Hochzeitstag denkt?" Frau Hedi murmelt die Worte ganz leise in das weiche Kraushaar ihres Bubi, den sie auf dem Schoß hält.

„Tei-tak, tik-tak-täng!" jauchzt Bubi, windet sich aus den mütterlichen Armen und steht fest auf zwei strammen Beinchen. Schon umklammern die kleinen Fäuste das Balkongeländer und die Füße beginnen zu klettern. Aber gleich hat Müetti ihn beim Wickel und stellt ihn mit einem kleinen Klaps auf den Boden.

„'Is mi Wutz!" schmollt Bubi, „Papi, Papi!" kräht er dann „tik-tak-täng!"

Richtig, da kommt Vati gegangen und winkt mit dem Hut, den er wie gewöhnlich in der Hand trägt. Schnell läuft Frau Hedi vom Balkon weg in die Küche. Sie darf doch das Seidenpapier nicht sehen, das Vati hinter seinem Rücken verbirgt. Bubi trappelt ihr nach und trommelt mit beiden Fäusten an der verschlossenen Korridortür. Vati tritt ein und es beginnt ein aufgeregtes Gewisper, das Frau Hedi geflissentlich mit derr lauten Geklapper von Töpfen und Tellern übertönt. Sie läßt sich ja so gerne überraschen!

Als sie endlich die Suppenschüssel ins Zimmer trägt, sitzt Vati würdevoll am Tich, während Bubi ihr aufgeregt entgegenrollt: „Müetti, Müetti!" Eilig drückt er ihr ein Seidenpapier in die Hände, aus dem Veilchen und Mairisli quellen — „Bubi Hungi! Hungi hat!"

Aber niemand hört auf ihn. Müetti steckt die Nase tief in ihre Lieblingsblumen und Vati streichelt die neue Krawatte, die neben seinem Teller liegt.

„Bubi fuga Hungi!"

Er darf heut zum erstenmal mit den Großen essen. Sein kleiner Magen knurrt und ungeduldig beginnt er sein hohes Stühlchen zu erklimmen.

„Willst du wohl!" Vati fängt den wackelnden Thron noch eben auf und setzt den kleinen Mann hinein. Nun füttert Müetti ihren kleinen Spatz, während Vati mit Behagen seine Festtagsuppe löffelt. Endlich ist auch Frau Hedi so weit und faltet ihre Serviette auseinander. Etwas Buntes fällt heraus.

„Zwei Konzertkarten, solche teuren Plätze!" staunt Hedi.

"Ja, für heute abend. Unsere Beethovensymphonie! Weingartner dirigiert". Vati ist glücklich. Takt um Takt hat er den Winter über mit seinem gelehrigen Weibchen die c-moll-Sinfonie vierhändig erobert.

„Aber Vati! und Bubi? Wir können das Kind doch nicht allein lassen!" Unwillkürlich schiebt Hedi die Karten von sich.

„Einmal müssen wir damit anfangen. Gutzwilers gehen jede Woche aus."

„Ja, Gutzwilers!" Frau Hedi schüttelt mißbilligend den Kopf.

„Nachher sprechen wir weiter darüber. Jemand wird aufmerksam," mahnt Vati.

Bubi schlief und Vati lehnte behaglich in der Sophaecke. Unversehens war der Servierbox angerollt gekommen und hatte ihm ein Täßchen schwarzen Kaffee und einen frisch gebackenen Kaffeekuchen präsentiert. Frau Hedi liebte es auch ohne Gäste einen Festtag zierlich zu gestalten.

„Ich habe mir die Sache reiflich überlegt. Ich werde mich in der Küche rasieren, im Badezimmer könnte Bubi mich nämlich hören. Und dann der Lichtschimmer an der Mattscheibe! Und du trägst unsere Kleider ganz leise ins Wohnzimmer hinüber. Es darf ganz einfach keine ungewohnten Geräusche geben. Dann schläft Bubi sicherlich durch, wie immer! Frau Meier unten bekommt den Wohnungsschlüssel..."

„Ich mag Frau Meier nicht in unserer Wohnung haben!"

Ich auch nicht. Aber sie muß doch für den Notfall hereinkönnen!"

„Für den Notfall! Siehst du Rudi, auch du hälst einen Notfall für möglich! Und da verlangst du, ich soll fortgehen..."

„Aber Kind, ich meine ja nur, falls sie ihn schreien hört, oder sich einbildet, sie höre ihn schreien."

„Wenn er aber aus seinem Bettchen steigt, aus dem dummen niederen Holzbettchen..."

„Selbstverständlich nehmen wir von den Gashähnen in Küche und Badezimmer die Schlüssel ab. Man könnte aber auch ganz einfach die Schlafzimmertüren abschließen..."

„Nein, nein! Nicht einschließen! Das Kind muß im Notfall siehst du, da ist es wieder, das dumme Wort! — es muß aus dem Zimmer können."

„Mag sein, daß du recht hast. Aber dann verschließe nur vor allen Dingen beinen Nähtisch mit Nadelkissen, Scheren und all dem spitzen Kram..."

„Und du dein Rasierzeug!"

„Ich spreche im Vorbeigehen noch schnell mit Mutter Meier. Um Gottes willen, da schlägt es schon! Sei nur ja fertig, wenn ich heimkomme! Und denk auch wieder einmal an bißchen an mich, nicht immer nur an Bubi!"

Weg war er. Man hörte ihn in langen Sätzen die Treppe hinuntereilen. Hedi blieb seufzend sitzen. War der große Rudi am Ende gar eifersüchtig auf den kleinen? Das fehlte gerade noch: da mußte sie ihm wohl den Willen tun und mit ihm ins Konzert gehen. Aber irgendwie war es doch nicht recht. Was konnte nicht alles in zwei Stunden passieren! Schon der Gedanke, daß Bubi allein in den leeren Zimmern herumtappte. Man mußte jedenfalls alle Fenster sorgfältig verschließen.

„Die Zürcher Frauen helfen"

Sie helfen den Frauen in den Notgebieten durch ihre mutig und zuversichtlich unternommene „Sammlung der tausend Kleinigkeiten". Den zweifelnden Seufzern: schon wieder? begegnen Sie mit ihrem tapferen: ja, dennoch! Denn sie glauben nicht an Gebemüdigkeit, nicht an verschlossene Herzen, nicht an geleerte Läden, Schränke, Truhen. Und schon ist sie in vollem Gang, die „Sammlung der tausend Kleinigkeiten". Braune Holzschüppchen mit bunten Plakaten und Werbeschriften beklebt, wandern von Stadtkreis zu Stadtkreis, — ihre Reiseroute wird jeweils durch die Tagespresse bekanntgegeben — bereit aufzunehmen, was der Mann aus praktischem Sinn, was die Frau aus Erfahrung und Verständnis, was die Kinder aus bunter Phantasie und Gebefreudigkeit heraus zu schenken bereit sind. Alles, was das tägliche Leben benötigt: Näh- und Flickmaterial, Schuhwerk und Teile davon, Verbandmaterial, Toilettengegenstände, Säuglingssachen, Material für Kindergärten, Handwerkzeug, und tausend Kleinigkeiten dazu. Vom 15. bis 31. Oktober dauert diese Sammlung der Zürcher Frauen. Möge es keine einzige Haustüre in der ganzen Stadt geben, über deren Schwelle nicht eine nützliche „Kleinigkeit" getragen werde, ein Steinchen am Wiederaufbau von Zuversicht, Vertrauen und Freudigkeit in den bedrängten Notgebieten rings um uns her.

M. P.-U.

---

das er ja ohnehin hat — berechnen, was für eine Menge er für eine Ortschaft braucht.

Das Schweizervolk hat, in dankbarer Erkenntnis, wie vorzüglich das KEA., oder deutlicher gesagt sein Vorsteher, Herr Dr. Muggli, seine Ernährung auch in den schwierigsten Jahren sichergestellt hat, alle Vorschriften und Verordnungen willig befolgt. Unwillen haben aber in weitesten Kreisen die oft diktatorisch, eigenherrlich und oft unnötig anmutenden Bestimmungen der Milchverbände hervorgerufen. Und wenn heute die Bauernschaft glaubt, die Stadtbevölkerung habe kein Verständnis für ihre Nöte und Schwierigkeiten, so stimmt das viel weniger, als daß die Stadtbevölkerung Milch und Butter, und Aepfel und Kartoffeln einfach unter den Begriff „Bauer" klassiert und dabei vergißt, daß dessen allermeisten Produkte zuerst den Weg über Genossenschaften, Verbände, Interessenorganisationen gehen, bevor sie in der Pfanne des Städters landen. Und gerade auf diesem Weg des Zwischenhandels, der durch die Verhältnisse der großen Städte bedingten Verteilung schleichen sich oft rücksichtslose und „interessierte" Dinge ein, die mit etwas mehr gutem Willen und psychologischem Verständnis auch für den kleinen Konsumenten leicht behoben oder doch gemildert werden könnten, womit viel böses Blut vermieden würde. Und böses Blut in der Milch schmeckt absolut nicht.

Vielen zur Beherzigung

Liebe junge Freundin

Sie können meine Freude über den Erfolg unserer Bekannten S. nicht teilen. Sie sagen, daß sie wohl tüchtig sei, machen ihr aber den Vorwurf, daß sie ein zu strenges Auftreten habe und deshalb nicht mehr weiblich wirke. Meinen Einwand, daß sie sich mit gekonnter Einfachheit kleide, und daß eine so unaufdringliche Eleganz verbunden mit ihrer gepflegten Erscheinung als echt weiblich bezeichnet werden müsse, lassen Sie zwar gelten, kommen aber immer wieder auf die Herbheit ihres Wesens, die sich in einem ungewohnt strengen Ton im Verkehr mit Untergebenen äußert, zurück, und wiederholen, daß Sie sie gerade dieser einen unweiblichen Eigenschaft wegen ablehnen müssen. Sie können sich deshalb meinen Glückwunsch zum beruflichen Erfolg nicht anschließen.

Ob Sie sich wohl noch an den Ausspruch, den Sie anläßlich unserer größten Tour vom vergangenen Sommer getan haben, erinnern? Weit oberhalb der Baumgrenze stießen wir auf einen vereinzelten Baum, einen Krüppel einer Lärche. Sie machten uns auf das „Wunder" aufmerksam. Wir müssen ob Ihrem Eifer gelächelt haben, denn es folgte Ihrerseits ein Schwall begeisterter Worte, an die ich Sie nun erinnern möchte.

Es sei unwichtig, sagten Sie, daß diese Lärche so verkrüppelt sei. Wir sollten vielmehr bedenken, welchen Winden sie hier oben so allein ausgesetzt sei, und mit welch kargem Boden sie sich zufrieden geben müsse. So bleibe uns nichts anderes zu tun, als die Tatsache, daß das Samenkorn, das von einem übermütigen Windstoß hier hinauf getragen worden sei, nicht umkam, sondern daß das Leben allen Wiederständen zum Trotz den Sieg davongetragen habe, gebührend anzuerkennen. Es sei an und für sich keine Leistung, wenn ein Samenkorn sich in der geschützten Treibhausluft zu einer wohlgestalteten Pflanze entwickle, was wir aber hier vor uns sähen, sei nichts geringeres als ein Wunder.

Ich möchte nun unsere Bekannte mit der Lärche, die wir so hoch über der Baumgrenze angetroffen haben, vergleichen. Sie werden wohl mit mir einig gehen, wenn ich die Atmosphäre, der die berufstätigen Frauen bei uns ausgesetzt sind, nicht gerade als „geschützte" Treibhausatmosphäre bezeichne. Zudem hat unsere Bekannte sich eine berufliche Stellung erarbeitet, die über der Grenze dessen liegt, was man in unserem Lande einer Frau im allgemeinen zu erreichen gestattet. Genau wie jener Baum steht sie allein auf weiter Flur und ist heftigen Winden in Form von Widerständen aller Art ausgesetzt. Darf es uns da verwundern, wenn ihr Ton oft scharf, ihr Auftreten streng ist? Ich glaube nein und möchte vielmehr vorschlagen, daß Sie und ich uns vor dem Wunder, das diese Frau vollbracht hat, indem sie sich auf dem kargen Boden der wenigen Möglichkeiten, die unserem Geschlecht auf vielen Gebieten eingeräumt sind, zu solcher Größe entfaltete, anerkennend verneigen.

Ann Mary

Zwei Briefe

I.

Meine liebe W.

Ich suche Rat. Höre, welche Frage mich beschäftigt. Du kennst meine drei Nichten. Hübsche Mädchen, jeder ist da mit mir einig. Ich schaue sie gerne an, freue mich an ihren hellen Gesichtern, ihren geschmeidigen Gestalten und flinken Bewegungen. Es ist nett, mit ihnen einen Gang zu unternehmen, zu schwimmen, zu rudern. Jedoch — und nun kommt meine Klage — wenn sie bei mir zu Hause sitzen, dann spür' ich, wie fern wir einander sind. Ich höre mir ihre Gespäche an, während ich an einer Handarbeit stichle, mehr um mein Schweigen zu rechtfertigen als um etwas zu tun: denn ich schweige. Was auch hätte ich in diese Konversation einzuwerfen, die ausschließlich von Dingen handelt, die ich nicht kenne oder die mich langweilen? Schon die Wahl ihrer Worte berührt mich unangenehm, die Art, wie sie halbe Sätze hinwerfen. Zu unserer Zeit war man bemüht, seine Rede zu pflegen. Sich in unfertigen Sätzen zu unterhalten, galt als gewöhnlich, und Kraftausdrücke waren verpönt.. Das Idiom, das meine Nichten heute benützen, um sich verständlich zu machen, ist meinen Ohren ein häßliches Gemisch aus Schlagworten, falsch angewendeten Benennungen, abgekürzten Redensarten und Wortstrünken. „Prima", „glatt", „sauglatt" und was dergleichen beliebte Worte sind, wirken zudem eintönig, weil sie, für alles verwendet, überhaupt nichts mehr sagen. Aber gut, nehmen wir an, die Mädchen müßten die Sprache ihrer Kameraden sprechen, um nicht aus dem Rahmen zu fallen, aber was sie in dieser verballhornten Sprache mitteilen, verdient leider keine bessere. Es geht da meist um Kleider, Männer, ein wenig um Studium oder Beruf und wieder um Männer und Kleider. Auch unsere Gespräche drehten sich um Liebesdinge, aber eben doch um das Gefühl. Die heutigen Mädchen scheinen mit dem Gefühl aufgeräumt zu haben. Sie sehen in einer Beziehung nicht die Begegnung mit dem Menschen, sondern nur ein Vergnügen, vielleicht sogar ein Geschäft. Auch Kunst ist ihnen nichts mehr. Drehe ich den Radio an, um ein Konzert aus Paris oder London zu hören, brechen sie auf. Sie verstehen nur Jazz und auch diese so wichtige Gattung der zeitgenössischen Musik falsch. Sie sehen darin nur ein erhitzendes Reizmittel. Andere moderne Musik ist ihnen ein Greuel. Und alte Musik gar, die finden sie mopsig. Ist mir doch vorgekommen, daß Marion einst, ihr Geschwätz unterbrechend, ausrief: „Hallo, diese Melodie kenne ich doch, die hörte ich einmal im Kino". Es war aus der Siebenten von Beethoven! Daß die eine oder andere je in einer meiner Mappen für Graphik blättern würde, kommt nicht vor. Bücher lesen sie auf direkt barbarische Art. Nur die Handlung darin ist ihnen von Bedeutung. Daß ein Buch ein Kunstwerk ist, das man als solches zu lesen, zu prüfen und zu werten hat, geht ihnen nicht ein. Gedichte? Du liebe Zeit, wie altmodisch. Höchstens, daß sie in besonders guter Laune zum Ulk irgend ein Gedicht von Schiller aufsagen, das sie von der Schule her noch auswendig wissen, unter Späßen und Scherzen, wobei wir uns dann doch im gleichen Vergnügen finden. Aber ich bitte dich, ist das nicht herzlich wenig Gemeinsamkeit? Und ich frage dich: was mache ich verkehrt, daß das Zusammensein mit den jungen Mädchen für mich fast immer betrübend und bitter endet, daß es mich so leer läßt. Du stehst inmitten deiner Kinder, als ihre Freundin. Gib mir einen Wink.

II.

Liebste L.

Ueber deinen Brief mußte ich ein wenig lachen. Es spricht so viel persönlicher Aerger aus deinen Zeilen. Dabei begreife ich wohl, daß es dich verstimmt, wenn deine Nichten sich deiner schönen Häuslichkeit gegenüber unempfindlich zeigen. Es ist auch dumm von ihnen. Was du ihnen bietest, ist ein heute rar gewordenes Gut: das Gefühl für die Gepflegtheit der äußeren und inneren Lebensform, das Wissen um den Wert der geistigen Bereiche. Doch sei gewiß, ohne sichs merken zu lassen, atmen sie die Luft ein, die um dich ist. Viel später erst wird sichs weisen, daß sie ganz gute Schülerinnen waren und vielleicht ihre Töchter in dem Sinn erziehen wollen, den du ihnen absprichst. Aber diese Versicherung hilft dir nicht zu einer besseren Beziehung zu den Mädchen. Nur Einsicht kann helfen. Schau, du kannst die Jugend von heute in keiner Weise mit der Jugend von damals vergleichen. Wir lebten noch behütet in guten Elternhäusern. Die Eltern boten das Bild einer festen Ehe. Unser Lehrgang, die Vergnügen waren vorgeschrieben, alles war geregelt und gesichert. Daß die Rechnung damals schon nicht stimmte, haben wir seither erfahren, als so vieles in Brüche ging, was wir für felsenfest angenommen hatten. Wir haben uns schlecht und recht durch die verschiedenen Schiffbrüche, wie Kriegszeiten sie mit sich bringen, gerettet. Dir ist sogar gelungen, ein Stück der alten Welt in die neue hinüberzutragen: eine schöne Insel. Aber nun die Heutigen? In sehr jungen Jahren haben sie schon mit offenen Augen sehen müssen, wie alles wankte, was wir ihnen als unumstößlich angepriesen hatten: die fortschrittliche Entwicklung der Völker, die Familie, die Ehe, die Moral ... alles. Sie haben so die große Unsicherheit unserer Zeit erlebt. Das Vertrauen in eine Ordnung, das uns hielt, ist ihnen in Rauch aufgegangen. Sie sind gewitzigt und glauben nicht mehr an „Ideale". Im Eifer, sich ja von keinem Schein trügen zu lassen, gehen sie zu weit und verwerfen auch Wesentliches. Sie verachten die „schönen Gefühle", die Gefühle schlechthin, um sich nicht durch sie verwirren zu lassen. Gilt ihnen nur, was das Fortkommen sichert: Studium, Arbeit, Geldverdienst. Die knappe Freizeit, die ihnen der anstrengende Kampf läßt, reicht gerade für leichte Vergnügungen. Auch für die schönen Dinge des Lebens, für Kunst, Musik, Lektüre, haben sie nur soweit etwas übrig, als sie ihnen Spaß bereiten. Daß Marion immerhin so gut hinhört, um eine im Kino vernommene Melodie wiederzuerkennen, wenn sie anderswo erklingt, finde ich beachtlich. Weißt du auch, daß Beatrix sich für Plakatkunst interessiert und die Jüngste gerne das Theater besucht? Ich wundere mich, weshalb sie sich bei dir so widerspenstig gegen „veredelnde Einflüsse" zeigen. Ob deine Ueberlegenheit sie reizt?

Wie dem auch sei: wie überbrückt ihr die Kluft, die euch schmerzlich trennt. Ihr müßtet ein gemeinsames Interesse finden. Es liegt weder in deinem intimen Bereich, den die Jungen ja nicht anerkennen, noch im veräußerlichten Dasein der Jungen, das dich abschreckt. Das Verbindende muß etwas sein, das alle Frauen gleicherweise angeht, ob jung ob alt. Du merkst, wohin ich ziele. Und daß es einmal gesagt: wir Frauen von heute können uns nicht mehr in unserem weiblichen Kreis abschließen, uns nach unserer Tagesarbeit mit ästhetischen Dingen befassen und im übrigen über die Welt seufzen, wie du es gerne tust. Aber auch die Jungen haben noch anderes zu leisten als, egoistisch, sich selbst möglichst ungeschoren durchs Leben zu bringen. Nötig wäre es, daß alle Frauen begriffen, wie wichtig die Zukunftsfrage der Frau als Arbeitende, als Mutter und Hausfrau, für jede einzelne ist. An der Lösung dieser Frage arbeiten wir alle, ob wirs wissen oder nicht. Unser Mühen ist nichts als ein Suchen nach der Antwort auf diese Frage. Je mehr Frauen sich dessen bewußt werden, umso rascher findet sich der gangbare Weg, der es der Frau erlaubt, nicht mehr als Mensch zweiter Güte unter dem Mann, sondern neben ihm gleichberechtigt ihre Pflicht zu tun. Das Problem der Frau ist zudem von allgemeinster Wichtigkeit. Die Männer haben ihr Unvermögen, die Geschicke der Menschheit zu leiten, zur Genüge bewiesen. Der Gedanke, die Frau mit ihrem anders gearteten Wesen an der Neuordnung des entstandenen Chaos teilnehmen zu lassen, liegt auf der Hand. Damit dieser Gedanke zur Tat werde, müssen wir alle uns dafür interessieren, einsetzen, dafür arbeiten und kämpfen.

Ich bin überzeugt, wenn du diesen Ton mit deinen Nichten anschlägst, werden sie aufhorchen, denn dieser Ton geht sie etwas an, wie er auch dich etwas angeht. Versuchs nur! Du wirst staunen, wie rasch ihr euch über die entstandene Leere hinweg treffen werdet.

—n.

Politisches und Anderes

Als ein Vorstoß

der politischen Kräfte des Kommunismus wird allgemein empfunden, daß die kommunistischen Parteien zahlreicher Länder beschlossen haben, ein gemeinsames Propagandazentrum in Belgrad einzurichten. 1943 — während des Krieges, da Stalin so sehr der Hilfe der Angelsachsen im Kampfe gegen den gemeinsamen Gegner bedurfte — war die Kommunistische Internationale (Komintern) durch Dekret Stalins aufgehoben worden. Nun ist wiederum ein politisches Instrument zur internationalen Beeinflussung durch kommunistische Direktiven geschaffen; eine Tatsache, der sich die Staaten des Westens auseinanderzusetzen haben. Sie wird den Vereinigten Staaten einmal mehr zeigen, daß ein Rückzug der USA auf eine Isolationspolitik die politische Preisgabe Europas bedeuten würde. Wie früher das Elsaß der Zankapfel zwischen Frankreich und Deutschland war, so ist heute Europa zum „Puffer" zwischen den Erdteilen Asien und Amerika geworden. In welch großen Dimensionen zeigen sich heute geschichtliche Begebenheiten!

Zum Kontakt

der Schweiz mit der weiten Welt hat beizutragen, daß neue Gesandtschaften in Indien, Pakistan und Siam erstellt werden. Sie kommen die Eidgenossenschtft im Jahr auf drei bis vierhunderttausend Franken zu stehen.

Schärfere Aufsicht

soll über die Stiftungen für Personalfürsorge in den Betrieben angestrebt werden. Einer Motion im Nationalrat zufolge hat der Bundesrat die Kantone aufgefordert, an der Sicherung einer sorgfältigen Verwaltung und bestimmungsgemäßen Verwendung der zum Wohl der Arbeitnehmer aufgespeicherten Gelder in Industriebetrieben mitzuwirken. Wie bekannt, sind aus den großen Reingewinnen vieler Großfirmen beträchtliche Summen — sie gehen in die Hunderte von Millionen — solchen Stiftungen zugeführt worden. Weitgehende Fürsorge für Angestellte und Arbeiterschaft dieser Firmen ist damit gesichert, eine im Hinblick auf Tage des Alters, der Krankheit oder gar Arbeitslosigkeit äußerst wertvolle Tatsache. Daß der Antrieb zur Schaffung und Speisung solch großer Fonds nicht allein sozialer Gesinnung zuzuschreiben ist, sondern durch die Steuerfreiheit, die für derart ausgeschiedene Gewinnsummen zugebilligt wird, ist kein Geheimnis. Die Oeffentlichkeit hat daher ein Interesse daran, daß ein solcher Steuerausfall durch soziale Leistungen kompensiert wird.

Ein gutes Beispiel

Das Spital Ins (Kt. Bern) wird neu eröffnet. In die Direktion sind zum erstenmal zwei Frauen gewählt worden. In Zukunft wird also diese Spitalkommission des Rates der Frauen nicht mehr entbehren müssen, wenn Fragen betreffend Personal, Küche, Wäscherei usw. überlegt werden müssen, und damit wird es in einer Gemeinde mehr zum Brauche werden, daß Mann und Frau neben einander im Dienst des öffentlichen Lebens wirksam sind. Es sind noch immer viele Kommissionen von Spitälern, Heimen, Asylen zu Stadt und Land, die, ausschließlich „männlich" sind, sogar Altersheime für Frauen. Liebe Leserin, kümmern auch Sie sich darum und sehen Sie zu, daß es anders wird, wenn sie solch „arme" Kommissionen entdecken, die der weiblichen Mitarbeit noch entbehren müssen. Wo eine Initiative ist, da zeigt sich auch ein Weg.

Wie kommt es wohl?

... daß, wie die „Tat" schrieb, „ein phantastisch aufgetackeltes Schnaps-Schiff mit einem bärtigen Kapitän in prächtiger Uniform während einiger Wochen am Seeufer in den Anlagen der Züka verweilen konnte" ... um, nachdem „der Schnaps zu gesunden Preisen in Strömen geflossen" wieder zu verschwinden? Es stellte sich heraus, daß die Ausstellungsleitung von der Existenz des „Schnapsschiffes" keinerlei Kenntnis gehabt und daß Kapitän und Schiffsmaid nie im Besitz eines Alkoholausschank- oder sonstigen Patentes gewesen waren" ... Wir fragen uns: Wie kann eine solche Schnapsbude wochenlang vergnüglich existieren ohne Wissen der Verantwortlichen? Wo bezieht man Tarnkappen für solch ein Verbergungsmanöver? — Wie schade, daß man nicht die hohe Ausstellungsmoral der Landi hochzuhalten versteht! Man frägt sich: Wer hat wem was gestattet?

E. B.

Ovomaltine wird auch von schwachen Verdaungsorganen leicht vertragen und mit Nutzen verdaut. Sie ist ein richtiger Energiespender für alternde und alte Leute.

Dr. A. Wander A.-G., Bern

Beim Nachmittagsspaziergang war Bubi ganz unvorstellbar brav. Vielleicht weil sein Müetti ihrerseits ganz unvorstellbar brav gewesen war und ihm alles erlaubte, was er wollte. Schließlich hatte er noch eine volle Stunde bei der Musik stehen bleiben dürfen, die so schön „Bum-bum" macht. Und als er dann im Bettchen lag, hatte er gleich zu gähnen angefangen und sein rosiges Däumlein war ins Mäulchen spaziert. Für diesmal ließ ihn Frau Hedi gerne lutschen, denn nun war bestimmt das Sandmännlein unterwegs.

Vorsichtig nahm Hedi den Anzug ihres großen Rudi und ihr eigenes dunkel umgefärbtes Hochzeitskleid aus dem Schrank. Wie lange hatte sie es nicht angehabt! Als sie die weichen Seidenfalten um sich fühlte und den zarten Duft einatmete, der von dem angehefteten Veilchensträußchen ausging, kam sie sich wie ausgewechselt vor. Erwachte sie aus einem Taum? Oder fing sie an, zu träumen? Was war mit Bubi? Der schlief fest. Eine rosige Nebelwand stieg empor, breitete sich aus, hüllte ihn ein. Hedi begann sich zu freuen, unbändig zu freuen, auf ihren Mann, auf den gemeinsamen Gang, auf den lichterhellen Saal, auf die vielen erwartungsvollen Menschen und auf ihn, den Großen, auf Beethoven!

Und endlich war es so weit! Federnden Schrittes ging sie an ihres Mannes Arm. Frühlingsabenddämmer schlich über die Seeufer. Nur die fernen Berghäupter brannten noch in roter Glut. Wie schön war die Welt! Hedi ging auf Wolken.

Wie ihr Rudi vorwärts strebte, der geliebten Kunst entgegen, die ihn immer dann am tiefsten beglückte, wenn er sie mit ihr teilen konnte. War er nicht selbst ein Künstler? Hatte er nicht sein Klavier, seine Geige ganz aus sich heraus spielen und meistern gelernt? Verstand er nicht vielleicht mehr von den Werken der Großen, trotzdem er tagsüber ganz bescheiden in einem Handelskontor saß, als mancher, der die Kunst von Kindesbeinen an beruflich getrieben hatte? Und sah er nicht auch aus wie ein Künstler mit seinem dunklen Lockenkopf und der kühnen Schillernase?

„Hedi ,Hedi! An was denkst du", lachte Rudolf, der ihrem schwärmerischen Blick begegnete, und blieb stehen.

„An dich, — und Beethoven", sagte Hedi einfach.

„Nachher, wenn das Schicksal an die Pforte pocht — du weißt, wer das gesagt hat, — dann wollen wir aber nur noch an Beethoven denken."

„Nur an Beethoven", murmelte Frau Hedi, aber unversehens riß ein rosiger Schleier und sie sah ein kleines Figürchen im Hemdchen, das im Nebel stand, und nach etwas zu suchen schien.

„Sieh, da sitzen die ersten, da die zweiten Geigen. Die dicken langen Rohre da hinten sind die Fagotte —" Rudi erklärte das ganze Orchester.

„Hast du alle Fenster gut verschlossen?", flüsterte Hedi. Wildes Klatschen begrüßte den berühmten Dirigenten. der jetzt den Stab hob.

„Alles geschlossen, Gasschlüssel abgenommen, bei Frau Meier gewesen. Aber still jetzt: Beethoven spricht!"

Hedi atmete tief, als jetzt mit großem Schwung das Orchester einfiel. Ein leiser Schwindel faßte sie, sie verlor den Faden, fand keinen Halt mehr.

„Hedi, die Wiederholung", murmelte ihr Mann, ihre Hilflosigkeit ahnend. Nun ging es schon besser. Vertraute, Tonfiguren tauchten eine nach der anderen auf. Das farbige Tonmeer begann sie zu tragen. Hedi fühlte sich mit ihrem Mann am Flügel sitzen. Schon fing sie an, das Kommende voraus zu wissen, da tauchte Bubis Gesichtchen neben ihr auf. Ja, an dieser Stelle kam der Kleine regelmäßig unter dem Flügel hervorgekrochen, wo er, seinen Tedy im Arm, unter dem aufgespannten Regenschirm zu sitzen pflegte, wenn Vati und Mutti „große Töne regneten". Hedi zuckte zusammen. Was geschah wohl eben jetzt in ihrer stillen, dunklen Wohnung? Alles geschlossen... Gas... Fenster... aber der Wasserhahnen über der Badewanne! Wenn Bubi den Hahnen fand und aufdrehte! Die Straßenlaterne warf einen matten Schein ins Badezimmer... wenn er dem Lichtschimmer nachging... er liebte das Wasser!

Nun begann der langsame Satz mit der himmelschönen As-dur-Melodie. Hedi zwang sich zuzuhören. Weg mit den krankhaften Vorstellungen! Es war ja ihre Lieblingsstelle. Sie fühlte Rudis Arm fest an dem ihrigen und fing wieder an, mit ihm ganz in den vertrauten Tönen aufzugehen.

Aber was ist das? Ihr Herz beginnt zu hämmern. Da ist es ja, das fatale Wasser. Es steigt immer höher in der Wanne. Gummitierchen schwimmen darauf. Das lecke Entchen ertrinkt. Bubi will es retten... er beugt sich über den Rand....

Das alles konnte sein, aber es mußte doch nicht. Es war ja nicht einmal wahrscheinlich. Wenn nur ihr Herz nicht so unvernünftig klopfen wollte!

War es möglich: das Scherzo mit seinem pochenden Dreivierteltakt war schon vorbei? An ihr vorbeigeflogen und sie hatte nichts davon vernommen! Schon rauschte der Finalsatz in seiner unaussprechlichen Gewalt und Pracht einher. Der Endsatz! Aber das Programm war ja noch lang und das Wasser rauschte lauter denn je. Frau Meier mußte es doch hören! Aber die saß wahrscheinlich bei ihrem Radio und ließ so laut wie möglich Saxophone kreischen. Wenn die Jazzmusik sie gefangen hatte, ließ sie bestimmt Wasser Wasser sein und Bubi ... Ja, was tat denn sie, Hedi, anderes? Frau Meier war doch wenigstens im Haus, während sie, die Mutter....

Hedi konnte nicht mehr still sitzen. Sie schielte nach der Armbanduhr ihres Mannes. Noch eine volle Stunde bis zum Ende des Konzerts! Und sie hörte doch so deutlich durch den Orchesterjubel hindurch, wie das Wasser rann und rann ... Jetzt erreicht es den Rand!

Da: Klatschen, Trampeln, endlose Hervorrufe!

„Rudi", bittet Hedi beklommen, „liegt dir sehr viel an der Meistersingerouvertüre?"

„Nein", sagt er und steht auf, „wir können gehen, ich bin ohnehin etwas enttäuscht, habe wohl zu viel erwartet oder war nicht so recht bei der Sache."

Schweigend gehen sie hinaus und unter dem Sternenhimmel dahin.

„Es ist kühl", murmelt Hedi und fängt an zu laufen.

„Sieh! Da guckt schon unser Haus um die Ecke! Es ist noch ganz unversehrt und sieht recht alltäglich aus", meint Rudi und lacht.

Das Leben in der Borinage

Belgien ist das klassische Land der Kohlenausbeutung, und die Borinage ist ein bedeutender Teil davon. 1878 bis 1879 wirkte van Gogh als Evangelist unter den damals in schweren Verhältnissen lebenden Bergarbeitern. Seinen Spuren folgend fuhren wir über Cuesmes nach Wasmes und fanden in der Rue Wilson seine alte Wohnstätte. Die niedern Häuser, oft nur ein Parterre, sind aus roten und weißen Backsteinen, und in den saubern, etwas holprigen Straßen, begegnet man oft Gestalten die van Gogh so typisch dargestellt hat. Heute sind die Lebensverhältnisse der Bergarbeiter bedeutend besser; immerhin ist die Arbeit unter der Erde noch hart genug.

Es war uns gelungen, die Erlaubnis zu erhalten, ein Kohlenbergwerk zu besichtigen. Die drei Tage, während denen wir von einem Ingenieur durch den großen Betrieb geführt wurden, bleiben uns ein unvergeßliches Ereignis.

Der Terril, dies ist ein künstlicher Berg des Förderschachtes Nr. 7 und 8 in Hornu, den wir bestiegen, hat eine Höhe von 250 Meter. Es führen 300 Stufen hinan. Man hat von hier eine wunderbare Aussicht. Jeder Förderschacht, es gibt deren 32 in der Borinage, hat seinen eigenen Hügel, dazu kommen jene, die bis in die Dörfer und Städtchen hineinwachsen, und daher außer Betrieb gestellt worden sind. Diese letztern sind mit Gras überzogen und gute Weiden für Ziegen und Schafe. Den Bezirk Wasmes-Hornu nennt man die kleine Schweiz. In der Tat wäre es ein heimatliches Panorama, wie Felder und Dörfer zwischen Kirchtürmen, Fabrikkaminen und Hügeln liegen. Diese Hügel aber sind spitz wie Pyramiden, und neben den Kaminen erheben sich Fördertürme, deren große Räder fast immer im Betriebe sind. Diese besondern Formen, Hügel und Türme, geben der Landschaft das typische Gepräge.

Auf der obersten Spitze des Berges steht eine Eisenkonstruktion, die von unten wie eine mächtige Raupe aussieht. Vom Werkhof rollen an Drahtseilen die mit 4 Tonnen Erde und Steinen beladenen Karren, 50 in der Stunde, den Berg hinauf. Oben wird der Karren mit Hilfe eines Doppelrades umgekippt, ein anderer Rollwagen füllt sich, der wieder im Doppelgeleise und Drahtseilsystem die 250 Meter lange Plattform mit 7 Prozent Steigung entlang fährt zur Spitze. Hier wird er im besagten Eisengerüst gekippt, Erde und Steine werden in einen Blechkanal geschüttet. Weiter unten stehen Männer, die durch Versetzen und Verlängern der Kannel den Schutt so dirigieren, daß er sich nicht staut. So entstehen die großen Geröllhalden, die von Jahr zu Jahr in die Höhe, in die Breite und in die Tiefe wachsen. Durch den Druck der Erde springen Quellen hervor, unten setzt sich Schlamm an, mit dem Bassins gebaut werden, etwa 6 im Umkreis, Stadt und Felder vor dem Wasser schützend. Die Teiche sind so reguliert, daß die einen sich füllen, während man die andern austrocknen läßt, was ca. drei Monate erfordert. Die Kohle setzt sich im Schlamm oben an; ist sie trocken, wird sie gestochen, auf Rollwagen ins Werk zurückbefördert, so daß auch der letzte Rest ausgenützt wird. Den ganzen Tag sieht man auf diesen Hügeln die Armen der Dörfer, wie Aehrenleser, Kohlen sammeln.

Der Betrieb über Tag

Das Werk ist durch Mauern gegen die Straße und durch die Teiche gegen die Felder eingeschlossen. Es umfaßt im Gesamten ca. 1500 Hektar die der Gesellschaft an der Oberfläche gehören. Das Servitut in die Tiefe reicht bis auf 1200 Meter, was tiefer geht, gehört der Gemeinde. Eine Hochbahn befördert die Kohle von den Förderschächten Nr. 3—8 in die gemeinsame Sieberei und Wäscherei, so daß auch diese Bahn mit mehreren Kilometern im Umkreis ein interessantes Bild darbietet. Das A und O des Werkes ist jedoch der Puit, der Förderschacht. Betrieben wird er von zwei mächtigen Maschinen und geleitet von einem Maschinisten in erhöhter Kabine. Er ist sechsstöckig, aus jedem Stock werden zwei volle Wagen heraus auf die Geleise gezogen und zwei leere Wagen hineingeschoben. Es geht sehr schnell, schon saust er wieder in die Tiefe, ca. 440 Wagen im Tag mit 650 Tonnen werden täglich herausbefördert.

Imposant ist auch der Maschinensaal der Luftkompressoren. Was es bedeutet, die kleinsten und tiefsten Stollen mit guter Luft zu versorgen, erfährt man erst, wenn man selber unten weilt. Auch die Ventilatoren arbeiten Tag und Nacht und leisten vorzügliches. Nach der Sieberei gelangt die Kohle auf ein laufendes Band, jüngere Leute, auch Frauen, sind hier beschäftigt. Mit sicherer Hand greifen sie die Steine heraus. Der Schutt wird per Drahtseilbahn auf den schon beschriebenen Terril befördert. In der Wäscherei wird die Kohle nochmals gewaschen und dann mit Eisenbahnwagen zum Bahnhof oder dem Kanal geführt. Außerhalb des Werkes; zwischen dem Grün der Wiesen und Bäume steht das große Krankenhaus, das für jeden Unfall mit geschultem Personal bereit steht.

Die Bergarbeiter erhalten 300 Kilogramm Kohle im Sommer, 400 Kilogramm im Winter monatlich gratis von der Gesellschaft und was sie mehr brauchen, zu ganz niedern Preisen.

752 Meter unter der Erde

Es ist gerade Schichtwechsel, schon äußerlich zu erkennen, da die Hochbahnen eingestellt sind, denn die Aufzüge fördern jetzt nicht Kohle, sondern Leute zu Tage. Wir Besucher wurden im Büro mit dem Plan des Werkes unter der Erde vertraut gemacht. Die punktierten Linien bedeuten die Kohlenadern, die noch zu sprengen und zu gewinnen sind. Nächstes Jahr ist vorgesehen, bis auf 835 Meter weiter zu graben. Der tiefste Schacht in der Borinage, und zugleich der tiefste in Europa, reicht auf 1350 Meter hinab. Eine vollständige Ausrüstung wurde uns gereicht, und wie wir aus der Badekabine kamen, sahen wir, besonders durch den seltsam geformten Lederhut, wie richtige Bergarbeiter aus. Wir hatten unsere Namen in ein Buch einzutragen und zu unterschreiben, daß wir auf eigene Verantwortung hinunterfuhren. Dann gingen wir den Weg, den täglich ca. 700 Arbeiter, in drei Schichten geteilt, unternehmen. Frauen dürfen seit 50 Jahren unter der Erde nicht mehr beschäftigt werden.

An einem Schalter erhielten wir die Lampen. Früher war es ein offenes Oellicht, das viel Unheil anrichtete. Heute ist ein Glas- und Drahtzylinder darüber. Außerdem sind sie elektrisch, mit einem Akkumulator versehen. Sie sind heller als die Oellampen, aber schwerer, und besitzen die Fähigkeit nicht, die schlechte Luft zu signalisieren, wie die Oellampe, die blau wird bei Gasgefahr. Daher ist jede Arbeitsgruppe verpflichtet, mindestens eine Oellampe bei sich zu tragen; in unserer Equipe trug sie der Ingenieur.

Ein langer Korridor, der die erhitzten Arbeiter vor dem Luftzug schützt, verbindet das äußere mit dem innern Werk. Beim Aufzug wurde diesmal die oberste Etage freigelassen, wir kauerten uns hinein, und mit 6 Meter Geschwindigkeit in der Sekunde ging es in die Tiefe, ohne daß wir dabei ein merklich unangenehmes Gefühl gehabt hätten. Wir gingen durch eine Galerie mit Doppelgeleise. Ein Pferd kam uns entgegen, das eine lange Reihe Rollwagen zog. Sofort griff mein Gatte zum Skizzenblock, und der Ingenieur betonte, daß er der erste Künstler sei, der in der Tiefe zeichne.

Immer enger wurde der Stollen, wir hatten uns schließlich auf Händen und Knien vorwärts zu bewegen. Von weit hinten schimmerte ein Lichtlein aus der Finsternis, und man hörte einen Kompressor arbeiten. Der Stollen wurde wieder breiter, die Gruppe, die hier tätig war, konnte aufrecht stehen. Dann gelangten wir in einen Seitenstollen, der ca. 60 Zentimeter hoch war und uns zwang, ihn auf den Knien zu „betreten". Mit mächtigen „Schritten" ging der Ingenieur voran, es gehe jetzt 200 Meter tief hinunter, sagte er. Wieder sahen wir von weitem ein Licht und hörten die seltsamen, etwas heisern Rufe aus der Ferne. Kauernd und liegend trafen wir dann die Männer an der Arbeit. Die gewonnene Kohle kommt in einen Kännel, der mittelst einer einfachen Mechanik gerüttelt wird, so daß sie abwärts gleitet. Die Verschalungen sind hier aus Holz und wir wurden ersucht, uns nicht an den Stützen zu halten. Es war sehr dunkel und so eng, daß wir nur auf dem Rücken uns abwärts bewegen konnten. Immer wieder tauchten, von ihren Lichtern beleuchtet, schwarze Gesichter auf, ein kurzer Gruß und man rutschte vorüber. Die Rufe: „Es kommen Leute", gingen uns voran, oft wurde auch Signal durch Klopfen an den Leitungen gegeben.

Dann kamen wir in einen Stollen, wo ca. 20 Leute an der Arbeit waren; es war dies der engste Stollen, vor dem Eingang war Schutt aufgehäuft. Der Ingenieur schlüpfte voran; wie froh waren wir über die Lederhüte, die uns die harten Stöße nicht fühlen ließen. Es ging so steil und rasch hinab, daß man immer wieder an den Vordermann stieß. Wir rutschten an Arbeitern vorbei, von denen man mehr das Licht als die Gestalt sah, und die sich an die Felsen drückten, um uns durchzulassen. Auf einmal stoppte der Ingenieur, der Stollen war verstopft. Ein Arbeiter rief durch das, was hätte Oeffnung sein sollen, „Leute da". Eine Stimme antwortete und man merkte, daß sie näher kam, „Durchgang erst bis Mittag frei". „Also retour", befahl der Ingenieur. Das war aber schneller gesagt als getan. Kriechend hatten wir steil aufwärts zu klettern, und zwar auf dem Bauche, da der Stollen oft kaum so 50 Zentimeter hoch war. Nirgends gab es eine Möglichkeit sich zu halten, als die Kohle, die einem immer unter den Füßen wegrutschte. Die Arbeiter riefen: „Ihr seid ja Schweizer und Alpinisten", und sie lachten. Aber auch der Humor half mir nicht aus eigener Kraft rascher vorwärts zu kommen. Erst jetzt bemerkten die Arbeiter, daß eine „Demoiselle" da war. Nun wurden mir schwielige Hände gereicht es war, als ob sie aus dem Felsen wuchsen, denn alles ist schwarz da unten und nur die Stelle ist erhellt, wo die Lampe steht.

Endlich hatten wir das schlimmste Stück hinter uns. Oben saß eine Gruppe Arbeiter beim Mittagsbrot. Man lud mich zum Hornu Champagner ein, und bot mir eine Blechkanne hin; der Kaffee schmeckte herrlich. Dann ging es nochmals durch einen engen Stollen 100 Meter hinab. Manchmal landen Steinplatten vor, so daß man sich ganz strecken mußte, um durchzukommen. Dann kamen wir in einen etwas größern Stollen mit Eisenverschalung. Der Druck der Erdmasse ist so stark, daß sich die massivsten Stützen biegen. Und endlich gelangten wir an die Stelle, wo wir hätten durchkommen müssen, wenn der Stollen frei gewesen wäre. Wir sahen die Masse ausgehauener Kohle hoch auf liegen. Auf Kännels wurden sie hinabgefördert, und unten standen die Rollwagen bereit, sie aufzufangen. Hier waren deutsche Gefangene, auch ein Russe an der Arbeit. Ein Wasserreservoir wurde uns noch gezeigt, das uns wie ein Wunderwerk der Technik in der Tiefe erschien.

Während vier Stunden hatten wir unter der Erde geweilt und mit der bekannten Geschwindigkeit brachte uns der Aufzug wieder ans Tageslicht. Und siehe, im Ankleideraum wurde uns eine Runde Bier spendiert. Da saßen wir vier schwarzen Gesellen einander gegenüber. Der Ingenieur erzählte von seiner Hochzeitsreise, die er in Interlaken verbracht und von seiner Fahrt auf das Jungfraujoch, und er begriff die Schweizer, die ihre eigenen Berge denen von Belgien vorzogen. Von 1000 Schweizern, die hierher kamen zum arbeiten, sind noch 50 geblieben; aber auch die Italiener scheinen sich nicht zu bewähren. Und doch muß Kohle gefördert werden, aber wo die widerstandsfähigen Kräfte finden? Das ist heute die große Sorge der Borinage.

Und nun noch etwas über die Lebensbedingungen der Bergarbeiter. Erst wenn man selbst tief unten durch die engsten Stollen gekrochen ist, erhält man einen Begriff, wie hart hier unten die Arbeit ist. Aber nicht darüber beklagen sich die Leute, ihre Sorgen sind ganz anderer Art. Auch vor den Gefahren unten in der Grube, die durch die technischen Verbesserungen bedeutend herabgemindert sind, schrecken die Bergarbeiter nicht so sehr zurück, wohl aber vor der Berufskrankheit. Die heutige Generation scheint die Widerstandskraft der Väter verloren zu haben. Junge Leute sind heute oft schon nach 2—3jähriger Tätigkeit pensioniert und erhalten 30 bis 60 Prozent des Lohnes. Ihre Lunge ist durch den Staub versteinert. Einige von ihnen können über Tag noch einige Zeit arbeiten. Die Väter aber, die von dieser Krankheit befallen sind, und die Witwen von an Steinlungen verstorbenen Männern, lassen ihre Kinder nicht mehr in die Grube fahren. Die meisten suchen Beschäftigung in der nahen Porzellanfabrik oder in der Hauptstadt. Die Löhne variieren zwischen 120—250 Franken im Tag. Der Kohlenhauer, der im Akkord arbeitet, kann pro Tag bis auf 350 Fr. kommen, je nach dem die Kohle mehr oder weniger hart und mit Gestein vermischt ist. Schlecht bezahlt sind die Jugendlichen. Sie beginnen 14jährig mit 70 Fr. und steigen bis zum 21. Jahr auf 140 Fr., obwohl auch einige von ihnen ihre 8 Stunden unter Tags durchhalten. Noch schlechter sind die Frauen bezahlt, die allerdings in der Grube nicht mehr arbeiten „dürfen". Sie beginnen mit einem Taglohn von 55 Fr. und können ihn nur auf 85 Fr. steigern.

Den Löhnen gegenüber sind heute zwangsweise die Preise zu stellen, um einen Lebensstandard erkennen zu können, und diese sind in Belgien noch höher als bei uns. Das Brot ist weitaus das billigste, 1 Kilogramm kostet 3 Fr.; Fleisch 1 Kilo 35—60 Fr., Schuhe von 250 Fr. an, ein Damenmantel 2—3000 Fr. Die Löhne sind also auch in Belgien den Preisen nicht angepaßt.

Hornu und Wasmes sind Dörfer mit 11 000 und 15 000 Einwohnern. Das Volk ist genügsam und gastfreundlich auch den Fremden gegenüber. Die Straßen sind sauber, morgens und abends sieht man die Frauen die Fassaden und die Trottoirs waschen. Die Witwen der an Lungenversteinerung verstorbenen Männer erhalten eine kleine Rente, die jedoch bei der Teuerung nicht ausreicht und sie zwingt, in den Kohlenwerken über Tag oder in der Porzellanfabrik zu arbeiten. In den Gemeinden haben die belgischen Frauen das Wahl- und Stimmrecht, es gibt also einige Gemeinderätinnen. Wie uns gesagt wurde, soll nun bei den nächsten Wahlen die Frau ihr volles politisches Recht erhalten, gegenwärtig sind bekanntlich nur zwei Frauen und zwar als Ausnahmen, die Damen Blum und Spaak, im Senate beteiligt.

Geht man durch die Dörfer der Borinage, sieht man die Männer auf den Trottoirs kauern, die einen sind alt oder krank, die andern warten auf ihre Schicht. Hinter den roten Backsteinhäusern erheben sich die Fördertürme, die hohen Kamine und die schwarzen und grünen Erdhügel. Es ist die typische Landschaft der Borinage, die Heimat der Bergarbeiter.

grl.

Von der Waschfrau und vom Waschtag

Von Ida Frohnmeyer

Niemand — bitteschön! — möge sich naserümpfend abwenden oder die Bemerkung machen, daß es denn entschieden poetischere Themen für eine Plauderei gäbe als just die Waschfrau. Denn — gibt es etwa nicht ein allerschönstes Gedicht, von Chamisso geschrieben das wir im siebenten oder achten Schuljahr auswendig lernen mußten?! Nun gut! Wenn man sogar ein Gedicht, das ins Lesebuch kommt, über die Waschfrau schreiben kann, werde ich es doch mit einer simplen Plauderei versuchen dürfen.

Im gewöhnlichen Lauf der Tage ruft dieser Beruf ja bestimmt keine poetischen Gefühle, sondern höchst prosaische Ueberlegungen hervor. Sehr wahrscheinlich werden ihm auch die ihn Ausübenden keinerlei poetische Seite abzugewinnen vermögen, sondern ihn mehr schicksalhaft oder gar widerwillig ertragen.

Immerhin aber scheint mir, der Beruf rein an sich übe auf die ihm Obliegenden eine günstige Wirkung aus, denn jede der Waschfrauen, an die ich mich von Kindheitstagen an zu erinnern vermag, hatte etwas Gemütsvolles, Menschenfreundliches in Gesicht und Gebaren, und ich versäumte nie, sie in ihrem nassen Reich aufzusuchen und eine Weile in ihren Holzschuhen herumzuschlittern. Während dieses Manövers kamen übrigens auch die Ohren zu ihrem Recht. Der Wunderfitz zog sie lang und länger, um all die atemraubenden Dinge aufzufangen, die zwischen den beiden am Waschzuber einander zugeneigten Köpfen verhandelt wurden... Wußte Marie, weshalb sich Frau Nägeli aus dem Fenster gestürzt?! Weil sie einen Mann mit glühenden Augen in der Ecke hatte lauern sehen. Und wußte Marie, weshalb die Anni nebenan ins Welsche gegangen? Zum Französischlernen? Ja schön! Das Windbeutelwaschen würde sie lernen müssen. Aber es walte denn noch eine obere Gerechtigkeit, der auch ein Filou nicht entgehen könne . . . Das Kind wollte sich eben nach der Bedeutung des unbekannten „Filou" erkundigen, aber da hieß es plötzlich: „Eh, das Meiteli! Aber geh du jetzt lieber in den Garten, wo die Sonne so schön scheint! Hier unten wirst du ja nur naß."

In besonderer Erinnerung steht mir Frau Roth, die immer ihr Znüni mit mir teilte und behauptete, daß ich ihrem Enkelkind gleiche wie „ein Ei dem andern", nur habe der Schlag braune Augen und Laubflecken übers ganze Gesicht. Ich glaube, Frau Roth wollte mit diesem Vergleich einfach ihr Wohlwollen mir gegenüber zum Ausdruck bringen, denn sie hing zärtlich an dem Enkelkind, trotzdem es mit Umgehung des Standesamtes in ihr Leben getreten. Als die Tochter ihr den Kleinen eines Abends in die Arme legte, soll sie die Aeußerung getan haben: „Wenn du es mir vorher gesagt hättest, hätte ich dich durchgeprügelt. Aber jetzt — ja, jetzt freue ich mich halt an dem kleinen Kerl!" Frau Roth war aber nicht nur eine zärtliche Großmutter, sie war auch eine Art Zauberin, sie hatte Macht über das Wetter. Das ging so weit, daß die Nachbarn rechts und links sich nach unseren Wäschetagen richteten, denn Frau Roth brachte immer gutes Wetter, und nicht einmal mußten während ihrer Schaffensperiode die Körbe mühselig auf den Estrich geschleppt werden.

Der Schauertag hatte aber nicht nur der Holzschuhe und der Schauergeschichten wegen einen Reiz für mich, sondern auch deshalb, weil er auf den Küchenzettel einen angenehmen Einfluß ausübte. Beneidenswert erschien mir auch, daß immer der Geschmack der jeweiligen Waschfrau berücksichtigt wurde. Die glücklichen Wasch-

Die letzte Traube

Plötzlich hat es mich angepackt, als ich durch Rebgelände ging, ein tiefblauer Himmel über mir, zärtlich von Herbstsonne umschmeichelt, und ich die reifen Trauben an den Stöcken hängen sah: Wieder einmal jung sein, einen „Bümmel", mitmachen, vergessen, was ist und was war und was sein könnte, nur demütig mich bücken vor der süßen, heiligen Herbstlast, sie mir zu eigen machen, mit und den Andern und einen Tag lang nichts sein, als Glied einer nützlichen Kette, die sich zwischen dem Rebgelände durchschlängelt, bis zur Dorfkirche hinauf. Sonne trinkend, von Sonne überflutet, würde dort wie immer auf höchster Spitze der Hahn stehen, Richter und Rächer zugleich und dann würden die Glocken mit hellen Stimmen den Abend über das Land rufen und man würde mit einem fast kindlichen Glücksgefühl im Herzen langsam nach Hause gehen....

Und ich packte ein Handköfferchen und fuhr dem Klettgau zu, der Heimat meiner Mutter.

Wie sie mich willkommen hießen, die stolzen Bauern, die schönen Bäuerinnen, mitten in der Arbeit. „Zum schaffen wirst du ja schon nicht gerade gekommen sein?" meinte Vetter Hans leutselig und klopfte mir auf die Schulter. „Tut nichts, stell' deinen Mann im Eisen, das ist gescheiter, da, pack zu!". Er setzte eine Riesengelte mit Trauben vor mich hin.

„Ganz recht", meinte Tante Marie, „Ihr Stadtleut' habt auch Arbeit genug bei euch zu Hause. Kommt ihr einmal aufs Land, sollt ihr festen, das gehört sich so."

Ich griff herzhaft zu. „Die blauen Trauben, Tante, du weißt, sind meine Lieblinge, sie erinnern mich an Glaskugeln aus der Kindheit, ich könnte mich tot daran essen."

„Wenn du es fünfzig Jahre lang tust, Jahr für Jahr, sind wir es zufrieden, vorher stoppen gilt nicht."

Keine Trauben schmecken wie die Klettgauer. Ich aß und aß, während Späße gegen mich anflogen wie Fliegenschwärme.

„Und jetzt wird weitergeschafft", sagte dann die Tante. „Komm' her, kriegst eine nagelneue Schürze umgebunden. Oder willst du das Kleid wechseln? Dann hol' ich dir eines von den meinen, in deiner Handtasche wird kaum eines untergebracht sein."

„Danke, Tante, die Schürze genügt, sonst könnte ich vielleicht noch in Versuchung kommen, mich totzuschaffen, statt totzuessen, was doch ein bißchen schmerzlicher sein dürfte.

Nun, so, wie die andern, Meister, Meisterin, Knechte und Mägde, kam ich natürlich nicht in Schuß. Der Rücken begann reichlich bald zu schmerzen, die Knie machten sich spürbar, die Handgelenke.

Die Stunden schlichen endlos dahin, jede schien sich in eine riesige, schwere Schnecke zu verwandeln, trotz den lustigen, aufmunternden, neckenden Worten, die mich immer wieder umwirbelten, trotz der silberfunkelnden Luft, die mich umfächelte, trotz der Schwalben und der stolzen weißen Wolkenschiffe, die hoch und hehr über uns dahinzogen. Ich genoß die Schönheit der Landschaft, wie die jeden einzelnen Traubenstockes, der seinen Reichtum liebevoll im Blattgewirr verbarg, als ob er ihn schützen und für sich behalten wollte. Dann und wann hielt ich eine Traube in der Hand, sorgsam, wie man einen kleinen Vogel hält, entzückt von den vielen, prall neben einander sitzenden Beeren, die nur eines Meisters Hand in dieser selbstverständlichen Vollkommenheit zusammenfügen kann. Dann wurde ich mit einem Male nachdenklich. Ich fühlte, wie trotz bestem Willen, meine Kräfte mehr und mehr schwanden, und daß ich jetzt, im nächsten Augenblick, die letzte Traube vom Stock schneiden würde.

Die letzte Traube... Die letzte dieses Tages? Dieses Herbstes? Die letzte überhaupt —? Immer wird es doch für jeden von uns einmal die letzte sein. Nur: Wir wissen es nicht und in diesem Nichtwissen liegt die große Zärtlichkeit des Himmels, die einen nicht vor eine kalte Tatsache stellt, sondern einem wie absichtslos liebevoll die Schere aus der Hand nimmt, als sei dies eine Selbstverständlichkeit, wie jede Selbstverständlichkeit es je und je gewesen. Wir merken nichts, wir geben die Schere hin und die letzte, allerletzte Traube. Es könnte gerade so gut morgen eine andere an die Reihe kommen.

Wie müde man sein kann, mitten in der satten, stillen Schönheit des Abends. Weinlese! Ist es aber nicht auch im Alltagsleben oft und oft so gewesen, daß man müde, allzu müde ward und meinte, nicht weitergehen zu können —? Daß man sich am liebsten irgendwohin gesetzt und die Hände im Schoße ruhen gelassen hätte —? Und trotzdem hielt man aus und wurde alles wieder besser und ist doch gewissermaßen langsam ans Ziel gekommen —? Ist das Leben an sich nicht selbst ein großer, mächtiger „Bümmel", ein Weinberg, wie die Bibel sagt, darinnen wir zu arbeiten haben, von morgens früh oft bis abends spät —? Nicht alle Trauben gelangen zur Reife, nicht alle Beeren weisen dieselbe Süße auf und nicht jede Hand läßt sich gleich geschickt an, die Frucht vom Stocke zu lösen, wie nicht jeder Gaumen sie mit derselben Lust, demselben Wohlgefallen und Geschmack zu kosten vermag. Es braucht für alles ein gewisses Etwas, das man hat oder nicht hat, das einem angeboren ist oder das man sich erst aneignen, anerziehen muß.

Immer aber leibt die Tatsache ewigen Wechselspiels, ewigen Wellenganges, ewigen Werdens und Vergehens. Und immer wird eine Beere die letzte werden; es sollte die Süßeste sein, die Gott schmelzen wird....

Gertrud Bürgi.

Mit „weißem Haar"

Schon lange habe ich einen Ruf in petto: Warum denkt man nur immer an die Jugend und nie oder selten, an das Alter? Soll man in späteren Jahren sich abseits stellen, als hätte man bereits alles „Irdische" hinter sich gelassen? Als lebe man nur noch unter dem Motto: Es war einmal . . ? Und wie unbarmherzig ist es doch, immer wieder einsehen zu müssen, daß man seine Rolle quasi ausgespielt hat, Jüngeren Platz machen muß, auch wenn dieselben vielleicht noch erst einsehen lernen müssen, daß „Reife" ein Wert ist, das schwerer wiegt als manches andere — ?

Wenn ich Modeberichte lese, frage ich mich oft: Was aber ziehen wir alten und ältesten Frauen schließlich und endlich an? Soll allein die Jugend das Feld der Mode beherrschen? Haben wir „Späteren" nicht auch noch Freude an schönen Dingen, an Chic und Farben,

frauen! Denn wer, o großer Chinese, wer berücksichtigte etwa einen Geschmack? Ganz gleich, ob der Magen rebellierte — Kinder essen, was auf den Tisch kommt, damit basta!

Obwohl mit dem Erwachsensein meine Ansichten betreffs Waschfrauen eine kleine Aenderung erfuhren, steht mir doch noch immer fest, daß der Beruf eine wohltätige Wirkung ausübt die sich sogar der mitwaschenden Dienstmädchen bemächtigt. Da war keine, die mir an diesem Tage freudig den Küchendienst übertragen hätte, um in die untere Region hinabzutauchen. Möglich, daß der Reiz der Abwechslung mitspielte, möglich auch, daß man sich auf irgendein Standälchen, das zur Sprache kommen würde, freute . . . sicher aber spielte auch der Reiz der Arbeit an sich herein. Denn: macht nicht dies den Reiz einer Arbeit aus, daß man erstens ihre Notwendigkeiten einsieht, daß einem zweitens alle Möglichkeiten zur Verfügung stehen, diese Arbeit zu verrichten und drittens, daß man sich am vollendeten Werk erfreuen darf?

Seht, deshalb ist der Waschfrauberuf so erfreulich, deshalb übt er auf die ihm Obliegenden solch wohltätigen Einfluß aus. Denn niemand wird an Punkt eins zweifeln, der in der Frühe die Waschküche betritt. Auch Punkt zwei steht außer aller Frage, ja, bei den heutigen raffinierten Hilfsmitteln überkommt einen das Gefühl, daß die Waschfrau kaum mehr selbsttätig zu amten brauche, daß sie nur die verschiedenen Dreh-, Knöpf- und Reibvorrichtungen zu beaufsichtigen habe. Aber an Punkt drei ist sie wiederum beteiligt: sie darf die Siegesfahnen ihrer Tätigkeit im Winde flattern sehen; sie hat häßliche, unansehnliche Dinge, an denen niemand mehr Gefallen fand, in schöne, brauchbare, liebevoll betrachtete verwandelt — wer von uns kann das von seiner Arbeit behaupten?!

Die Pünktlichkeit . . .

sei eine männliche Tugend. Diese Behauptung ist kaum anzuzweifeln. Beinahe hin ich auch davon überzeugt, denn die Pünktlichkeit ist keine Tugend des überquellenden Herzens. Sie ist ein Begriff; aber auf alle Fälle kein dehnbarer. Man ist pünktlich oder man ist es nicht. Es gibt nur eine Auslegung, die verwandt ist mit der Pünktlichkeit, das was die Franzosen „exactitude" nennen, und wir etwa mit Zuverlässigkeit übersetzen. Das ist noch etwas mehr als nur Pünktlichkeit — und diese Tugend kann ich dann schon eher mancher Frau zutrauen.

Daß wir Frauen oftmals unpünktlich sind, hat einen viel tiefern Grund. Pünktlich ist fast immer der Begehrende, unpünktlich die Gewährende! Doch wer will Tugend und Untugend deuten, wenn wir in den Raum der Liebe geraten? Ein verliebtes Herz wird nicht nach Gunst oder Ungunst des Urteils fragen. Wer inniger liebt, hat auch die größere Sehnsucht, die heißere Ungeduld und wird darum immer pünktlich oder sogar vor der Zeit zur Stelle sein, wie will er dann die Unpünktliche schelten? Gerne gebe ich zu, daß wir Frauen im allgemeinen trotzdem viel pünktlicher sein sollten. Wir berauben uns selbst um manchen glücklichen schönen Augenblick, und wenn wir in Eile sind, sehen wir nicht selten gar nicht so hübsch aus, als wenn wir uns gehörig Zeit lassen dürfen. Darum also mit den Sekunden kargen? Vergessen wir Frauen es doch nicht, Pünktlichkeit sei eine männliche Tugend, es ist gar nicht schwer, einmal den andern Teil ins Unrecht zu versetzen und zuerst da zu sein, wenn man uns erwartet, ob wir unser Herz damit verraten oder nicht? Schadet oder nützt es unserer Liebe? Das müssen wir von Fall zu Fall entscheiden. —

Es gehört wohl schon immer zur guten Erziehung, daß eine Frau ihre Sehnsucht und ihr Verlangen nicht verrät, so kann sie schon darum nicht immer ganz auf die Sekunde pünktlich zur Stelle sein! Vergessen wir aber nicht, daß unsere Zeit ein Tempo hat, das derartige differenzierte Ueberlegungen als veraltet abtut. Jedermann, ob Mann oder Frau, hat pünktlich zu sein. Weil aber die Pünktlichkeit mehr eine Tugend des Anstandes, des guten Willens ist, stellt sie die Liebe und das gute Einvernehmen oftmals auf eine harte Probe.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257722

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Man vergesse aber nicht, daß die Pünktlichkeit ein Charakterzug, eine sehr angenehme Zugabe zu andern Eigenschaften ist und immer ein ganz klein wenig vorwurfsvoll für den andern Teil, der auf sich warten läßt. Schade, daß die Pünktlichkeit einen etwas strengen, beinahe pedantischen Beigeschmack hat. Vielleicht lieben die Frauen die Pünktlichkeit darum nicht aus ihrem Herzen heraus, sondern nur mit der Vernunft, um sich Vorwürfe zu ersparen. Pedanterie, Strenge, Härte — nein, das lieben die Frauen nicht. —

Und trotz allem möchte ich die Pünktlichkeit in allen Dingen loben, sogar sehr. Sie ist bestimmt immer ein Gewinn und macht schon von vorneherein einen guten Eindruck. Besonders in nüchternen, geschäftlichen Dingen ist sie sogar unerläßlich. Da kann man nicht pünktlich genug sein. Ist man dann noch zuverlässig in allem Tun und Lassen, dann kann der Erfolg nicht ausbleiben.

Das Geschäft läßt nicht auf sich warten, wer zuerst da ist, hat fast immer einen Vorteil oder doch einen Vorsprung. Das gibt mir einmal mehr den Beweis, daß Pünktlichkeit eine männliche Tugend sein muß und von uns Frauen unerbittlich verlangt wird, wenn wir im Erwerbsleben stehen und neben den Männern bestehen wollen.

Die pünktliche Lebensart ist trotz allen Einwendungen jedermann zu empfehlen, also auch den Frauen. Wer pünktlich ist, erspart sich viel Aerger und Verdruß. Niemand hat ein Recht dazu, dem andern durch seine Unpünktlichkeit kostbare Zeit zu stehlen oder gar in Verlegenheit zu bringen.

Sind wir zu Gaste geladen, beweisen wir durch unsere Pünktlichkeit den Gastgebern, wie sehr wir uns auf das Beisammensein gefreut und daß wir eine gute Kinderstube genossen haben. Lassen wir aber auf uns warten, müssen wir uns nicht wundern, wenn die Stimmung am Anfang etwas getrübt ist, und wir vielleicht nicht gar so herzlich empfangen werden, wie wir erwartet haben; denn das Warten auf seine Gäste ist gar keine gemütliche Sache, zumal, wenn das Essen bereit und der Hausherr hungrig ist.

Pünktlichkeit ist bestimmt ein Charaktervorzug. Ich glaube, wir tun darum gut daran, uns von Jugend auf darin zu üben. Verraten wir einmal unser Herz dabei, schaden wir uns sicher weniger, als wenn wir einen uns lieb gewordenen Menschen auf uns warten lassen.

Vergessen wir aber vor allem nicht: Pünktlichkeit ist kein dehnbarer Begriff. Niemand kann pünktlicher sein als pünktlich, entweder man ist pünktlich oder man ist es eben nicht.

Maria Scherrer

Chinesische Freunde

Von Olga Lee

Ich will dein Freund sein
auf immer und ewig.
Nur wenn die Hügel zur Ebene werden,
und alle Bäche trocken.
Nur wenn es im Winter blitzt und donnert
und es im Sommer regnet und schneit;
Nur wenn Himmel und Erde eins werden,
Dann werde ich von dir gehen.

Altes Chinesisches Gedicht

Chinesische Dichter besingen wunderselten die Gefühle, die eine Frau in ihrem Herzen weckt, dafür aber loben sie in wunderbaren Liedern die Freundesliebe; denn die tiefsten Gefühle gehören dem Freunde, den man sich selbst wählt, wohingegen die Frau oft die Wahl der Eltern war, weil sie die Nachkommenschaft versichert haben möchten. Ein Freund aber ist der, mit dem man Gedanken austauschen kann, der unsere Seele kennt und der in uns das bessere Selbst entdeckt.

Ein Freund in China enttäuscht einen nie. Nie wird er einen verlassen, und wenn es so weit kommen soll, wird er auch sein Leben opfern. Was mir gehört, gehört auch meinem Freunde, und was er hat, teilt er mit mir. Da sind keine Formalitäten, kein „Danke Schön". Mit solchen Worten würde man den Freund beleidigen; denn er weiß, daß man das Höchste von ihm erwartet; was man von ihm verlangt, wird er mit Freuden schenken.

Die Familie des Freundes ist auch meine Familie. Wenn ich alles verloren habe, werde ich ein Heim bei meinem Freunde finden. Er wird mir seine Nahrung teilen. Geld ist das Wenigste, das er mir geben kann.

In meinen über zwanzig Jahren in China habe ich auch viele chinesische Freunde gewonnen, solche, die im Auslande studiert haben, dann wieder solche, die nur chinesisch sprechen können. Moderne Frauen, altmodische Frauen, Männer: Gelehrte, Beamte, Offiziere, Professoren, Schriftsteller, Künstler und Studenten, sie alle gehören zu meinem Freundeskreise.

Oft habe ich mich gewundert, warum der Glaube und das Vertrauen der Chinesen so ungemein groß und stark ist. Sie machen sich selten Sorgen; sie kümmern sich nicht, obwohl ihr Leben oft viel schwerer ist als das der Westländer. Sie vertrauen vollständig dem Himmel und ihren Freunden. Denn ein chinesischer Freund wird nie kleinlich und gewinnsüchtig sein. Er ist immer großzügig und wird mich nie in meinem Glauben an ihn enttäuschen. Wie kann daher der Himmel weniger hilfsbereit sein?

In den schweren Kriegsjahren, als es so gefährlich für Chinesen war, mit Ausländern zu verkehren, zeigten meine chinesischen Freunde ihren großen Mut; denn nie verließen sie mich. Eine Freundin mußte, weil sie mit mir verkehrte, sechs lange Monate im Gefängnis verbringen, wo sie gefoltert wurde. Doch war sie nicht die einzige, die für ihre Freundin litt, unendlich viele Chinesen gingen für ihre Freunde in Gefangenschaft und oft auch in den Tod.

Zwischen Freunden gibt es keine Schranken, nicht des Alters, des Geschlechtes, noch der Rasse. Seine eigene Sicherheit opfert man der Wohlfahrt des Freundes. Je tiefer die Freundschaft geht, desto weniger Worte verschwendet man. Man tut, was nötig ist und vergißt sich selbst. Man braucht keine Jeremonien; denn der Freund ist ein Teil von mir. Es ist ganz selbstverständlich, daß ein Freund sich vollkommen auf mich verlassen soll und ich mich auf ihn. Chinesische Freundschaft ist so schön und groß, wie das Land selbst. Ein Freund gibt sich hin, und versteht einen immer; das Leben selbst ist nicht so wichtig wie der Freund, für den man nicht nur leben will, aber auch sterben kann.

Chang Ch'ao in Lin Yü't'ang's „The Importance of Living" sagt: „. . . ein Freund ist der, der obwohl er hunderte, ja tausende von Meilen von dir entfernt ist, dir vollständig vertraut und nie auf ein Gerücht hört, oder wenn er ein solches hört, es sofort wegerklärt; der im rechten Augenblick dir mit Rat und Tat beisteht, und der in der kritischen Stunde zu deiner Hilfe kommt und manchmal ohne dein Wissen deine Schulden bezahlt oder eine Entscheidung macht, ohne nur einen Moment sich zu fragen, ob er sich nicht vielleicht der Kritik aussetzt, daß man ihn anschuldigt, deine Interessen zu schädigen . . ." Und so ist der chinesische Freund das Schönste, was man besitzen kann.

Zwei heilpädagogische Vorträge in Zürich

Vom 25. bis 27. September fand in Zürich die 2. Tagung der SEPEG. statt, d. h. der Semaines internationales d'Etudes pour l'Enfance victime de la Guerre, nachdem sich diese Vereinigung aus dem im Jahre 1945 in Zürich tagenden Kongreß gleichen Namens gebildet und damals beschlossen hatte, alle 2 Jahre wieder zusammenzutreten. Außer 2 öffentlichen Abendvorträgen fanden die Verhandlungen hinter geschlossenen Türen statt. Auch die Presse war nicht zugelassen, da das Comité der Vereinigung wünschte, daß nur ihr eigenes Comuniqué in der Oeffentlichkeit erscheine. Der auf diese Tagung folgende Internationale Kongreß für Heilpädagogik war gleichfalls nicht öffentlich, weshalb hier auch über diesen nicht referiert werden kann.

Der 1. Abendvortrag wurde von Dr. Aichhorn gehalten, dem bekannten Pädagogen aus Wien, der schon bald nach dem 1. Weltkrieg vor allem durch sein Buch: „Verwahrloste Jugend" auch außerhalb Oesterreichs bekannt geworden ist. Das Thema seines Vortrages war: „Gewaltlose Erziehung", das auch schon das Grundthema des ganz. Buches gewesen war. Gewaltlosigkeit in der Erziehung soll nicht etwa Verzicht auf Macht dem Jugendlichen gegenüber bedeuten, oder die Meinung erwecken, daß Machtbedürfnisse dem Erzieher überhaupt nicht zuständen. Hingegen ist gemeint, daß jeder Mißbrauch der Macht in der Erziehung verpönt sein soll. Erziehen, definierte der Redner im Anschluß an den alten deutschen Pädagogen Niemeyer, heißt, dem Menschen zum ungehemmten Gebrauch der in ihm schlummernden Kräfte zu verhelfen und aus ihm zu entwickeln, was er nach Natur und Anlage zu leisten vermag. Eine der wichtigsten Aufgaben besteht darin, die Heranwachsenden zur sozialen Gemeinschaft zu erziehen, d. h. sie dahin zu bringen, daß sie freiwillig Lustgewinn aufschieben oder sogar darauf verzichten und Unlust ertragen können. Erst wenn dies erreicht ist, wird ein Mensch fähig sein, ohne Schwierigkeiten in der Gesellschaft zu leben und sich zu behaupten. Die Erziehung wird sowohl gefördert wie auch gehemmt durch Natur und durch Umstände. Die Natur wirkt sich aus in den Anlagen des Kindes und in ihren Entwicklungsmöglichkeiten. Die Umstände werden geschaffen durch die weitere und engere Umwelt des Kindes: Staat, Gesellschaft, Familie, usw. Der Redner gab verschiedene Beispiele, wie ein Kind durch die Umstände geschädigt werden kann. So erzählte er von einem Knaben, der durch einen schweren Bombeneinschlag psychisch noch erheblicher Zeit noch tief alteriert war, ohne daß Eltern und Lehrer eine Ahnung davon hatten, woher diese Störung kam. Sie zeigte sich in allerhand unsozialen Handlungen und der Tendenz, danach wegzulaufen. Bei näherer Exploration fand sich, daß der Knabe noch immer seit jenem Ereignis von innerer Angst getrieben war. Er identifizierte sich mit der Bombe, so etwa wie Kinder, die körperliche Strafen zu erleiden haben, sich mit den Strafenden, den Eltern, identifizieren und an ihren Puppen, Spielzeugen usw. dieselben Strafhandlungen vornehmen. In diesem aktiven aggressiven Verhalten, als eine Art schädigender Bombe, suchte auch dieser Knabe die passiv erlebte Angst zu überwinden, die er noch nicht innerlich bewältigt hatte. Umstände, die die Erziehung beeinträchtigen, werden oft hervorgerufen durch Eheschwierigkeiten der Eltern, ungünstige Familiensituation u. A., heute tausendfach vermehrt und gesteigert durch die Ungunst der sozialen Verhältnisse in den kriegsversehrten Ländern. Ein Machtmißbrauch der Eltern findet oft statt, ohne daß sie etwas davon ahnen. Das Kind wird unter die Angst vor Gott oder den Teufel gestellt, oft sind es auch weltliche Figuren, die Angst machen sollen, wie „der schwarze Mann", um ein Kind zum Parieren zu bringen. Ein Vater ist stolz, „mit einem einzigen Blick" Gehorsam zu erreichen — Machtmißbrauch durch die Augen. Eine Mutter mißbraucht ihre Macht durch den Mund, indem sie ständig ermahnt und womöglich klagt und es dadurch dazu bringt, von ihren Kindern mit der Zeit als eine lächerliche Figur im Familienmilieu betrachtet zu werden. Der Redner zeigte an einem Beispiel, wie der an sich gute Wille eines Vaters, seinen Sohn auf eine höhere soziale Stufe steigen zu lassen, die er aus äußeren widrigen Umständen nicht erreicht hatte, einen schweren Druck auf den Knaben ausübte, der sich den väterlichen Anforderungen nicht gewachsen fühlte, sodaß gegen die väterliche Absicht vom Sohn vollständige Opposition getrieben wurde, was der Vater wiederum nicht begreifen konnte. In einem anderen Beispiel hatte eine Witwe, durch traurige Ereignisse lebensmüde geworden, ihren ältesten Sohn zum Mitwisser aller ihrer Schwierigkeiten gemacht und den Knaben damit so bedrückt, daß sein Verhalten Lehrer und Arzt als eine schwere geistige Störung erschien. Erst ein engerer Kontakt des Redners sowohl mit dem Kind wie mit der Mutter konnte den wahren Zusammenhang aufdecken und den in seiner Anlage gesunden Knaben wieder lebenstüchtig machen. Der Heilpädagoge kann nur durch absolute Güte und Milde sich dieses Vertrauen erwerben, mit dem es ihm gelingen kann, solchen schwer beeinträchtigten Kindern zu helfen. Wenn man nun aber fragt: Wie erkenne ich, ob ich mich eines Mißbrauchs meiner Macht schuldig gemacht habe?, so, meinte der Vortragende, würde dieses Thema einen weiteren Abend füllen können. Der liebenswürdige Redner, der aus der Fülle seiner Erfahrungen sprach, hatte starken Beifall bei den zahlreichen Zuhörern.

Der zweite Abend fand Dr. Le Guignal aus Paris, Mitglied des französischen Erziehungsministeriums, am Vortragspult. Er sprach über: «Quelques idées nouvelles sur la protection de l'enfance inadaptée en France». Das Wort inadapté hat zunächst einen neutralen Charakter. Es kann sich bei dieser Unangepaßtheit handeln sowohl um eines oder mehrerer Sinne beraubte, um sinnesschwache Kinder, um geistige Störungen aller Art und endlich auch um soziale Unangepaßtheit, die zur Schwererziehbarkeit und bis zur Straffälligkeit führen kann. Der Redner zeigte, wie sich in Frankreich seit der Französischen Revolution der Gedanke der Jugendgerichtsbarkeit langsam entwickelt hat. Seit 1942 sind die straffälligen Kinder und Jugendlichen unter die Kontrolle eines Jugendrichters gestellt und diesem durch diese Gesetzgebung eine große Machtfülle über diese jungen Menschen gegeben. Der Vortragende ist der Ansicht, daß dieser Richter damit eine Verantwortung bekommt, die er nicht allein tragen sollte, ja, nicht einmal tragen kann, da er dem Kind kraft seines Amtes viel zu fern steht, um ihm gerecht zu werden. Er schlägt vor, daß ihm ein Comité zur Seite stehen sollte. Dieses Comité soll sich außerdem zusammensetzen aus einem Psychiater, dem Inspektor des Fürsorgedienstes, einem Pädagogen, einer Fürsorgerin und einem Mitglied der Familie des Kindes. Die Mitgliedschaft einer solchen Person in dieser Equipe kann für die Beurteilung der Fälle wichtig sein, außerdem ist der Familie ein Einspruchsrecht bei der Urteilsfällung möglich. Die Rechtsprechung über ein Kind sei stets nur gedacht als Hilfeleistung und sei getragen von dem Geiste der Menschlichkeit, und allein unter dem Gesichtspunkt der Erziehung gestellt und der Einreihung in die soziale Gemeinschaft.

Wenn der Referent zum Schluß berichtet, daß Dr. Moor, der Leiter des heilpädagogischen Seminars in Zürich, am letzten Vormittag einen sehr schönen Vortrag hielt mit dem Thema: „Möglichkeiten und Grenzen der Heilerziehung", so hat sie damit hoffentlich nicht zu viel aus der Schule geplaudert.

Ln.

---

die einem zu Gesichte stehen und sogar ein klein bißchen tröstlich wirken: Noch ist nicht alles ganz und gar vorbei, noch bin ich — ich, trotzdem, dem allem zum Trotz . . . ?

Und wenn ich über die vielen Kinder lese, die zur Erholung in die Schweiz kommen, steigt mir stets die Frage schmerzlich auf: Warum läßt man nicht auch alte Leute kommen? Leiden sie nicht viel bewußter als Kinder? Ihr Heim ist so oft dem Erdboden gleichgemacht, sie hungern, frieren, ängstigen sich um ihre Lieben, sie haben keine Zukunft, keine hoffen lassende Gegenwart, die Greuel der Vergangenheit rauben ihnen den Schlaf. Kinder leiden mehr gefühlsmäßig, Erwachsene mit Gefühl und Verstand, mit vorhandenen, nie ruhenden Gedanken: Wie anders war es einst und wie mag es morgen sein, morgen und übermorgen? Nur Arbeit wird sein und erneutes Mühn . . . Wie schön wäre es für sie, eine Weile sorglos zu geben, kräftige Nahrung zu kosten, an der Sonne zu sitzen und einmal nur nicht um das karge Morgen bangen.

Wie steht es im Alltagskampf, Alt gegen Jung? Uns allen ist diese Tragik zur Genüge bekannt, nur —, man bestrebt sich nicht, dieselbe aus der Welt zu schaffen, wohl, weil man den Kampf fürchtet und die eigene Unzulänglichkeit. Dennoch: Was kommt der Erfahrung gleich? Mag die Jugend noch so frischfroh eine Sache in die Hände nehmen, die Erfahrung ist etwas Einmaliges, Köstliches, Vollwertiges, durch nichts zu Ersetzendes.

In der Kunst ist es wiederum ähnlich. „Die Jugend voran" tönt es bald da, bald dort. Wozu? Sie wird sich schon ganz von selbst durchringen, sie hat ja starke, gesunde Ellenbogen und weiß, was sie will, während sie das Alter leicht über die Achsel anschaut: Warum trittst du nicht zurück? Gibst mir deinen Platz? Das darf nicht sein, denn: Ist die Frucht nicht ebenso viel wert, wie die Blüte? Die Blüte, die nur mehr verspricht, was zu halten sie vielleicht nie im Stande sein wird?

Sind die Erfahrungen eines älteren oder gar alten Arztes an Hunderten von Krankenbetten einem jungen Springinsfeld, der die neuesten Theorien verficht, nicht zum Mindesten ebenbürtig.

Weiß eine alte Frau nicht oft genug gerade so gute Ratschläge punkto Kindererziehung zu geben, wie eine Junge, die ihre Weisheit mehr aus Büchern oder dem eigenen kleinen Selbst entzieht — als der Erfahrung —?

Die „weißen" Haare entsprechen des öfteren den „weißen" Haaren und je mehr wir das einsehen und ihnen gemäß handeln, um so größer wird unser Blickfeld, indem wir das lernen, was uns einzig ein längeres Leben in seiner reichen Mannigfaltigkeit zu schenken vermag . . .

Wir haben Jugend-, wir haben Altersheime wie viele Heime gibt es für alternde, alleinstehende Frauen — ? Gewiß, bereits existieren etliche Häuser für Erwerbstätige, aber deren vom Zentrum ziemlich entfernte Lage sowohl wie deren Preis machen sie nicht für jedermann zugänglich. Doch wie schön wäre es, Frauen, die sich noch zu jung für das Altersheim fühlen und doch eine gewisse Gemeinschaft sich ersehnen weil sie das Einsamsein schreckt, ein Stück Heimat zu schenken, ein Port im kommenden Alter, eine Wohnstatt der Freundschaft . . .

Gertrud Bürgi

Ausstellung Irma May und Ilse Getz

in der Galeria Casa Serodine, Ascona

Wie ein helles Atelier hoch oben in Montmartre mutet der dreigeteilte Ausstellungsraum im Dachstock des alten Tessinerhauses neben der Kirche in Ascona an. Während immer noch in den untern Räumen die Werke der Asconeser Künstler gezeigt wurden, legten aber zwei Frauen von ihrem künstlerischen Schaffen Zeugnis ab, worüber ein gediegener Katalog (Imprimerie Carminati, Locarno) mit einem Aufsatz von Martin Rikli und verschiedenen Reproduktionen Aufschluß erteilte. Die Ausstellung wurde am ersten Sonntag im September eröffnet, an einem Tage, da zum ersten Mal das Nahen des Herbstes auch hier unten spürbar war, und so eignete sich die Stimmung der Stunde mit dem kühlen Wind, dem wogenden See, den sich überm Kirchtum sammelnden Schwalben eben recht zur Vernissage, die eine schöne Anzahl von Asconeser Kunstfreunden in die Casa Serodine zu locken vermochte.

Zwei Ausländerinnen! Zwei Schwestern! Land der Inspiration: Mexiko. — Irma May malt ein „Mädchen mit Mörser", und was neben der Harmonie der Farben auffällt, ist die Musikalität des Bildes, die wir wiederum bei der sehr ausdrucksvollen „Madonna negra", wie bei der von verhaltener Innigkeit strahlenden „Indianer Madonna", die dabei absolut nicht etwa süßlich wirkt, feststellen und über die wir uns sehr freuen. Ein Mädchenbild „Viviana" und ein anderes „Indianerin" lassen an eine Anlehnung an Gauguin denken, während „Autrittratto" und die mexikanischen Landschaften, sowie „Porto Vecchia Camogli" und „Camogli, Chiesa" wieder eigenpersönlichste Konzeption und künstlerische Ausarbeitung verraten.

Ilse Getz nun ist etwas ganz Neues, ist der frische Wind, der Aufruf, das Kühne, Klare, das Frischeste, dem man seit langem auf der: Gebiete der Malerei — von Frauen ausgeübt — nun mit Freuden begegnet. Ihre Bilder reißen uns aus aller Ruhe und Beschaulichkeit, und wir müssen uns mit ihnen und dem, was sie wollen, auseinandersetzen. Es ist nicht ganz so einfach, aber es ist hochinteressant. — Wie wirkt denn nur „My Tahiti", ein fast etwas dadaistisch anmutendes, primitives Bild, dem jedoch eine geradezu zwingende Kraft der Poesie innewohnt und wiederum, auch bei dieser Künstlerin, etwas unerhört Musikalisches! Ein kleines, buntes, fingendes Märchen . . ., so schmeichelt sich dieses Bild in uns ein. Ebenso einmalig wirken „Girl at the Window", „Woman with Child", „Black Sea", „Dancer", während „Self-Portrait" und „Madame B. S." kühl und fremd anmuten.

Aber dann stehen wir vor einer entzückenden, duftigen, wieder von Farbe und Lebensbejahung geradezu singenden, kleinen Gouache „Florida Beach". Man kann sich dieses Stück Heiterkeit und Sonne aber nicht kaufen, da die Künstlerinnen als Ausländerinnen ihre Werke nur zeigen dürfen. Wie schade, daß diese Grenzen noch immer so fest verschlossen sind und daher dem Austausch künstlerischen Schaffens von Land zu Land, von Volk zu Volk im wahren Sinne des Wortes ein Riegel gestoßen ist! — Die Bilder von Ilse Getz sind in ihrer Wirkung deshalb so packend, weil sie über das Moment der Inspiration hinweg tief durch den Prozeß der bewußten Erfassung zu gehen schienen und in den Formen, den Flächen, den Farben, der ganzen Deutung daher eben auch, auf eine wahrhaft neue Art zum Beschauer sprechen.

Betty Knobel

„Was können wir Frauen tun?"

Dieses Traktandum steht am Schluß einer wichtigen Versammlung, die der Bund Schweizerischer Frauenvereine für Sonntag, 19. Oktober in Aarau (Städtischer Saalbau), morgens 10 Uhr, angesagt hat. Was können die Frauen tun zur Lösung des brennenden Problems der Bars und Dancings? Polizeibeamter, Arzt und Erzieher werden es von ihrem Standpunkt aus beleuchten, während das Schweizerische Frauensekretariat das Ergebnis einer aufschlußreichen Umfrage mitteilen wird. Die Versammlung ist öffentlich, und es ist zu hoffen, daß gerade die Schweizerfrauen und Männer, die immer nach Abhilfe rufen, ohne aber bestimmte Vorschläge machen zu können, sich an der Diskussion beteiligen und sich zur Mitarbeit melden werden.

Diese Veranstaltung ist ein Teil der 46. Generalversammlung des Bundes Schweiz. Frauenvereine, die am Nachmittag des 18. Oktober neben interessanten Kommissionsberichten und einem Gedenkwort für Frau Rechsteiner-Brunner einen höchst aktuellen Bericht bringen wird: „Erlebtes aus Philadelphia", mit den Berichterstatterinnen: Frl. Dr. Renée Girod, Genf, Vizepräsidentin und Frau Dr. Eder-Schwyzer, Zürich, der ganz kürzlich neu gewählten Präsidentin des Frauenweltbunds. Die liebliche Stadt am untern Lauf der Aare rüstet sich, um die Besucherinnen wohl zu empfangen und hofft auf einen großen Aufmarsch. pdb.

Ein Brief aus Bremerhaven

Die Leserinnen des „Schweizerischen Frauenblattes" erinnern sich wohl noch des kleinen Artikels über die Frauen in Bremerhaven (Wesermünde), die sich zu einem „Ueberparteilichen Frauen-Ausschuß der Stadt Bremerhaven" zusammengeschlossen hatten und von deren Notlage ich Ihnen einiges erzählte. Daß mein Appell um Hilfeleistung nicht ungehört verhallte, ist mir eine herzliche Freude, und ich möchte hiemit allen lieben Geberinnen meinen warmen Dank aussprechen. Wie ich erfahren habe, sind nicht alle Dankschreiben, die von Bremerhaven ausgegangen, ans Ziel gelangt. Deshalb gebe ich den untenstehenden Brief, den ich vor wenigen Tagen erhalten, an dieser Stelle bekannt; er wird wohl das Interesse aller Leserinnen finden.

Ida Frohnmeyer.

Bremerhaven, den 17. 9. 47.

Heute wollen wir Ihnen nun endlich einen kurzen Bericht über den Erfolg Ihrer Bitte geben, die Sie an die Schweizer Frauen richteten, um uns zu helfen.

Wir haben auf Ihren Aufruf hin eine Reihe sehr schöner Pakete erhalten. So schickten z. B. Frau Dr. H., Thun, Frau R.-M., Lichtensteig, Frau Prof. B., Zürich, Frl. Marg. W., Winterthur, Frau W. A., Burgdorf, Frau R., Oberhofen-Thunersee, Frau S.-H., Basel und viele andere Pakete mit überaus schönen Wäsche- und Kleidungsstücken. Allen Spenderinnen ist von uns aus gedankt worden, aber aus den trockenen Worten eines Briefes können sie doch nicht ermessen, welche Freude sie mit ihren Liebesgaben bereitet haben. Wir haben bei der Verteilung alle Schichten der Bevölkerung bedacht: Frauen der Werftarbeiter, Fischarbeiterinnen, die Frau eines Arztes, eine Schauspielerin, eine Lehrerin, sie alle haben etwas von uns bekommen, wenn sie in Not waren. An erster Stelle wurden Flüchtlinge und ehemalige K.-L.-Häftlinge berücksichtigt.

Außerdem hatten wir das große Glück, durch Frau Zuppinger, Redaktorin an der „Weltwoche", eine größere Liebesgaben-Sendung zu erhalten. Mit Hilfe aller dieser Spenden haben wir in den vergangenen Monaten einem sehr großen Teil der Bremerhavener Bevölkerung so manches gute Stück an Wäsche und Kleidung geben können. Man sagt uns jetzt, daß das Wirtschaftsamt seit zwei Jahren nicht so viel an Bezugsscheinen hat ausgeben können, wie wir an Sachen verteilt haben. Wenn man schon die Großzügigkeit der Schweizer Frauen bewunderte, mit der sie für uns ihre Wäschetruhen und ihre Kleiderschränke plünderten, so waren wir tief gerührt beim Anblick der entzückenden Kindersachen, die sie in stundenlanger mühevoller Arbeit für unsere Kleinen genäht oder gestrickt haben.

Vor der Verteilung haben wir durch eine kleine Ausstellung der Bremerhavener Bevölkerung gezeigt, was die Schweizer Frauen für uns getan haben. Manche Mutter konnte sich vom Anblick der herrlichen Sachen kaum trennen. „Schweizer Frauen helfen" ist jedem in der Stadt ein feststehender Begriff. Und wenn wir Ihnen jetzt schreiben, daß wir gerade wieder mit der Verteilung einer Liebesgaben-Sendung, und zwar aus Olten, beschäftigt sind, werden Sie vielleicht ermessen, wie übervoll des Dankes unsre Herzen sind. Aber nicht genug damit: fünf Schweizer Nähmaschinen bilden den Grundstock für unsre Nähstube. Und nun: das Beste kommt zuletzt! Anfang November fahren 230 unterernährte Bremerhavener Kinder für 3 Monate zur Erholung in die Schweiz.

Sie haben durch Frau Eckhardt alle unsere Sorgen miterlebt. Wir hätten Sie so gerne hier gehabt, damit Sie auch unsere Freude miterlebt hätten. Doch leider ist uns dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, obgleich uns der Herrgott sonst in sichtbarer Hut geführt hat. Er hat uns so viel liebe Menschen in den Weg geführt, Menschen mit großen und schönen Herzen. Wir fragen uns oft, womit wir das verdient haben.

Wir können wieder nur in einem Brief danken; aber die Hoffnung, Sie einmal leibhaftig hier zu sehen, geben wir nicht auf. Mit den best. Wünschen für Ihr Wohlergehen grüßen wir Sie.

Elisabeth Schwarz, 1. Vorsitzende.
Käthe Mohs, Schriftführerin.

Anmerkung der Redaktion: Wir freuen uns, immer wieder konstatieren zu können, welch gutes Echo jeder Ruf um Hilfe im „Frauenblatt" findet und danken auch unsererseits von Herzen!

Oeffnet weit die Herzen für andere

Du gehst über die Straße, und viele Menschen begegnen dir. Du siehst ihre Kleider, viele sind aus ganz gutem und feinem Stoffe und manche gar von glänzender Seide, viele sind aus grobem Stoffe und von nur dünnem, fadenscheinigem Gewebe. Es sind Menschenkinder dabei, die hastend an dir vorüberhuschen und solche, welche ganz besinnlich und beschaulich ihren Weg dahinschreiten. Du siehst junge und alte Gesichter, schöne und häßliche, zufriedene und unzufriedene Menschen, die alle ihr eigenes leichtes oder schweres Schicksal zu tragen haben. Was weißt du aber eigentlich von allen diesen dir im Leben Begegnenden?

Ich fuhr vor nicht allzu langer Zeit von Arosa ins Unterland und zwar durch das anmutige Rheintal gen Zürich und später dann in den sonnigen Tessin. Neben mir im Eisenbahnwagen saß eine Dame in ihren besten Jahren und ihr gegenüber eine jüngere, die ihre Nichte zu sein schien. Sie war erst jungverheiratet. Ihre Stimmen gingen an meinen Ohren vorbei wie viele tägliche Dinge, über die sie sprachen. Bis die jüngere von einem kleinen Kinde im Nebenabteil zu erzählen begann, wie allerliebst doch solch ein winziges Menschenwesen sei. „Das könnt ihr doch auch haben," antwortete darauf in die ältere Dame zu der viel jüngeren. Und dann folgte ein Bedauern, daß man selbst leider nur ein Kind habe, daß man doch besser das Opfer von mehreren hätte auf sich nehmen sollen, denn ein Kind sei und bleibe immer ein „Sorgenkind", man hätte lieber weniger an sich und sein Vermögen denken sollen, denn nichts bringe im Leben so viel Segen, und binde das Herz von Mann und Frau inniger als Kinder. Jetzt sei das Leben einsam und arm mit nur einem und noch dazu kränklichen Kinde, und Versäumtes lasse sich nun leider mit 45 Jahren nicht mehr nachholen. Alle Eleganz und alle Freuden, die mit Geld zu kaufen seien, erschienen ihr leer und ohne Inhalt. Und daran knüpfte sich die Mahnung, doch anders zu tun, denn die junge Frau habe es noch in der Hand, ihr Leben anders zu gestalten. Ich hatte andächtig diesen Worten zugehört. Filmartig sah ich vor meinen Augen ein vornehmes Heim, in das die Dame neben mir so gut hineinpassen würde. Ich dachte an seidene Gardinen, ahnte vornehme, kühle Stille und doch grenzenlose Leere. Und plötzlich stand vor meinen Augen wieder das Bild unseres trauten Elternhauses, wo wir zu Vielen mit lieben Vettern und Cousinen aufwuchsen. Wir vielen Kinder sorgten bestimmt für genügend Arbeit und bereiteten den Eltern manche großen und kleinen Sorgen, aber wir brachten auch Sonne in das Haus. Und mir war beim Zurückträumen, als wohnte das leibhaftige Glück hinter schlichten Gardinen, ich war nicht im Märchenlande, aber ich war noch einmal mit allen Fasern meines Herzens im Lande der seeligen Kindheitserinnerungen und war mit den Eltern und Geschwistern in innigster Harmonie und Liebe lebensbejahend verbunden. Ich sann allen diesen Dingen nach, bis ich plötzlich ein Augenpaar auf meinem Gesicht fühlte, ein Augenpaar, das zu einer ebenfalls noch blutjungen Frau gehörte, die in tiefem Schwarz gleichfalls in unserem Abteile saß. Und plötzlich wußte ich, hier sieht dich das Leid an. Die Frau trägt Trauer um ein verlorenes Glück, vielleicht um den heißgeliebten Mann oder um ein totes Kind. Für einen Augenblick waren wir Schwestern in einem impulsiven Verstehen. Zwei dicke Tränen wie glitzernde Perlen rannen der anderen über die Wange. Weiter und weiter führte uns der Zug durch anmutige Gegenden, Berge und sonniges, fruchtbares Land erfreuten das Auge und das Herz. Wieviel Menschenschicksale trug er aber auch durch diese herrliche Gotteswelt?

Ein junges Mädchen stieg mit mir aus. Es wollte gleich mir für den Süden umsteigen, und etwa eine Stunde hatten wir beide Zeit. Wir gingen hinaus aus dem Bahnhof, um Sonne und frische Luft zu genießen. An einem kleinen Villenvorgarten machten wir ein wenig Rast, um dem emsigen Schaffen eines alten Mannes zuzuschauen. Das junge Mädchen war voller Glückseligkeit über die schöne Gotteswelt, und sie mußte davon abgeben. Sie konnte es nicht unterlassen, dem alten Manne ein freundliches „Grüß Gott" zuzurufen, darüber schaute der Alte von seiner Arbeit auf, er hatte große Freude über den Gruß, und auch er begann ein paar Worte an sie zu richten, und fragte sie nach dem Woher und Wohin. Dabei erfuhren durch Zufall beide, daß sie die gleiche Stadt ihre Heimat nannten. Nun mußten sie einander den Namen sagen. Und da stellte es sich zufällig heraus, daß der alte Mann ein Schulkamerad der Großmutter gewesen sei. Nun mußte er dem jungen Mädchen von seiner goldenen Jugendzeit mit der längst Entschlafenen erzählen. So wurde diese Wartezeit für zwei Menschen, die sich nie zuvor gesehen hatten, zu einer glücklichen und reichen Stunde. Hier waren die Menschen nicht aneinander vorbeigegangen.

Nein, wir sollten alle nicht aneinander vorbeigehen. Gott gab uns allen ein Herz voll Liebe, einen unendlichen Schatz, mit dem wir wuchern sollten, allen Menschen ohne Standes- und Religionsunterschied und uns selbst zum Segen. Es gibt Menschen, an denen man einfach nicht vorübergehen kann, ohne von ihrem faszinierenden Wesen berührt zu werden, ohne den Zauber ihrer liebenswürdigen, feinfühlenden Art zu empfinden. Freude entzündet sich an Freude, und ein gutes, aufmunterndes, gütiges Wort hat oft mehr Wunder beim Einzelnen gewirkt als eine Spende Geldes. Hände, welche sich hilf- und segensreich, verstehend zum Nebenmenschen hinüberstrecken, haben eine Kraft, die Gott gegeben hat, sie können vom Abgrund, von einer Verzweiflung zurückreißen. Aber sie gehören nur zu Menschen, die mit wachen Augen nicht am Bruder und Schwester Mensch vorübergehen. Nicht die Kleider sollen wir uns bei der Beurteilung eines Menschen anschauen, sondern das Gesicht der von Gott erschaffenen Wesen, und wir wollen unsere Ohren nicht verschließen vor den Hilferufen, die an unsere Herzen pochen. Nur eines müssen wir wissen, Takt gehört dazu, ein ganz feiner Tastsinn, der aus dem Kraftquell des Herzens mit Liebe und Güte kommen muß, mit dem Gott die Frau besonders begnadet hat.

Menschen gehen aneinander vorbei, Schicksale weinen neben uns und um die kleine Friedensinsel rund herum, innerlich reiche Menschen geben uns schenkend die Hände. Und wir — du und ich — haben Augen zu sehen, Ohren zu hören, und sollten auch den Mut haben, nicht vorüberzugehen, ohne durch eigenes Opfer Hilfe gebracht zu haben.

Demokratisch

In Thun erzählte man uns letztes Jahr folgende hübsche Begebenheit, in deren Mittelpunkt die kürzlich verstorbene Fürstin Mutter Else von Liechtenstein stand. Die Fürstin lebte seit 1939 in Gunten am Thunersee, war in der ganzen Gegend bekannt und um ihrer Einfachheit und großen Güte willen überall geachtet und beliebt.

Sie ging gerne nach Thun auf den Wochenmarkt, wo Blumenpracht, Gemüse und Obstsegen und bodenständige Bevölkerung wetteifern um das malerische Bild der alten Aarestadt noch zu heben. Die Fürstin trat da eines Tages an einen Stand und wollte Blumen kaufen. Der gemütliche Gärtner sah sie, und sagte: „Ja, ja, Frau Fürschtin, i chume grad, aber die angeri Frau da isch drum z'ersch gly" und ließ die freundlich lächelnde „Frau Fürschtin" ruhig stehen und warten, bis „die angeri Frau" ihre Blumen ausgewählt hatte. Wie erfreulich ist ein solches natürliches Verhalten in einer Landesgegend, wo die Fremdenindustrie (o herrliches Wort!) und der Dienst am fremden Kunden oft recht seltsame Blüten treiben! El. St.

Kleine Rundschau

Pro Infirmis

Am letzten Samstag, den 11. Oktober, trafen sich in Bern die Vertreter der verschiedenen Mitgliederorganisationen der Schweizerischen Vereinigung Pro Infirmis zur 27. Delegiertenversammlung. Unter dem Vorsitz von Regierungsrat Dr. Briner, Zürich, fanden am Vormittag die Geschäftstraktanden ihre Erledigung; im Mittelpunkt des Interesses stand die Besprechung über die Verwendung der diesjährigen Augustfeierspende, welche bekanntlich zum Teil der beruflichen Bildung Gebrechlicher zugesprochen ist. Die nachfolgenden Referate verschiedener, erfahrener Praktiker beleuchteten in sehr interessanter Weise das vielschichtige Problem der Eingliederung Behinderter ins Wirtschaftsleben und lieferten damit wertvolle Beiträge zu einer sachgemäßen Lösung dieser wichtigen Frage.

Es ist ein Beweis

weiblicher Solidarität, wenn man sich auf das Schweizer Frauenblatt oder das Mouvement féministe abonniert. Diese Zeitungen sind die Organe des Bundes Schweiz. Frauenvereine und orientieren fortlaufend über die kulturelle, soziale und politische Arbeit der Frauen im In- und Ausland.

Die erste Frau

In die Hygiene-Kommission der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft wurde zum ersten Mal eine Frau gewählt, und zwar Frau Dr. med. Reimann-Hunziker, Basel. Die rechte Frau am rechten Platz!

Voranzeige

Im Laufe des Sommers erschien im Benziger-Verlag, Einsiedeln, der 1. Band eines wertvollen Buches von Alja Rachmanowa: Dostojewski, das Leben eines großen Sünders.

Da demnächst der 2. Band herauskommen wird, möchten wir im Interesse des Wertes die Besprechung bis dahin aufschieben, machen aber unsere Leser gerne schon jetzt auf diese interessante und ausgezeichnet geschriebene Neuerscheinung aufmerksam.

Peter von der Himmelsweid, von Rosa Weibel. 160 Seiten. Gebunden in Leinwand. Mit Bildern. Fr. 8.60.

Peter von der Himmelsweid ist die Erzählung von einem kleinen Krüppel, der auf dem Bauerngütlein seiner Mutter abseits der Stadt im Frieden des Landlebens aufwächst und dabei seine Künstlerseele entwickelt. Jugendliche Leser werden mit Spannung die packende Schilderung von Peters Umwelt lesen: von der Natur vor allem, die mit bildhafter Liebe erfaßt ist, von den merkwürdigen Menschen, die auf der Himmelsweid zusammentreffen, von den Erlebnissen, die Peters Dasein bewegen — bis alles ein gutes Ende nimmt. Mit dieser Erzählung hat Rosa Weibel eine ihrer schönsten Geschichten für die Jugend von 10—14 Jahren geschrieben.

„Mis Aargäu" von Sophie Hämmerli-Marti. Verlag H. R. Sauerländer & Cie., Aarau. Preis Fr. 7.50.

Wenn man in dem schmucken Band (der als 3. Band der gesammelten Werke im Auftrag der Aargauer Regierung von Carl Günther herausgegeben wird), blättert, so fühlt man sofort, daß es ihr Aargäu ist. Es ist der Grund und Boden, aus dem ihr Wesen, ihre Kunst, ihre große seelische Verbundenheit mit Land und Leuten herausgewachsen ist und aus dem heraus sie auch die verstehende Liebe und die verzeihende Güte geschöpft hat, die ihren Schilderungen und Erzählungen diesen eigenen Reiz geben, mit dem sie von jeher alle Herzen gewann.

In reinstem Aargauisch erzählt uns Sophie Haemmerli aus ihrer Jugend, ihrer Ehe, Erinnerungen an ihre erste Schule, an „Wedekinds uf em Schloß", kramt ihre kleinen Kostbarkeiten „Us der Schublade" aus und verschafft jedem Leser, der Sinn hat für intime Kleinmalerei Stunden reinster Freude. El. St.

Die Lebensgestaltung der berufstätigen unverheirateten Frau. Von Helene Stucki. Gotthelf-Verlag, Zürich.

Endlich ist dieser am 3. Schweizerischen Frauenkongreß in Zürich erstmals gehaltene Vortrag einem weiten Frauenkreis durch den Buchhandel zugänglich gemacht worden. Sein Inhalt ist in unserem Blatt bereits ausführlich gewürdigt worden. Wir empfehlen die hübsch ausgestattete Schrift angelegentlich allen Frauen, denen die Lebensgestaltung Mühe macht, als Leitfaden, der ihnen helfen kann, den Weg aus vielen wirklichen und eingebildeten Schwierigkeiten herauszufinden.

Hiroshima. Von John Hersey. Illustriert, Preis Ln. Fr. 9.80. Diana-Verlag, Zürich.

Gleich nachdem die atemraubende, herzerschütternde Schilderung zuerst als Sondernummer des „New Yorker", der großen amerikanischen Zeitschrift erschien, stellte der amerikanische Journalist Charles Poore fest: „Auf einmal spricht jeder, den man trifft, von den martternden Erlebnissen einer bescheidenen Büroliftin in der Personalabteilung der Zinnwerke von Hiroshima, eines Arztes aus einem Rotkreuz-Lazarett, einer Schneidermeisterswitwe, eines protestantischen Pfarrers ... und jeder sagt: Was diese erlebten und das noch furchtba-

BAHNHOFBUFFET
Zürich

„Nur schnell hinein! Hast du den Hausschlüssel bei der Hand? Aber sieh doch: nirgends brennt Licht!"

Schon läuten sie an der Wohnung von Frau Meier. Keine Antwort. Alles still. Nicht einmal das Radio läuft.

„Sie wird oben sein bei Bubi!"

Doch auch da auf ihr leises Pochen kein Lebenszeichen.

„Wo steckt die Alte!" Rudi wird böse. „Gewissenloses Weib!"

„Nicht schelten, Rudi! Kannst du von einer Fremden verlangen, daß sie zuhause bleibt, wenn die eigene Mutter weglässt. Ach, ich hab es ja gewußt!"

Rudi stampft: „Und unser Wohnungsschlüssel! Wir können nicht einmal zu uns hinein!"

„Telephoniere an die Polizei!"

„Gut zehn Minuten bis zur nächsten Telephonkabine! Nein, ich klettere über den Küchenbalkon und drücke mich durchs Speisekammerfenster, wie damals im Sommer..."

Schon will Rudi wieder zur Haustür hinaus, da ruft ihm Hedi nach:

„Du hast ja selber alle Fenster verschlossen!"

Fassungslos rennt Hedi die Treppe hinauf und horcht, das Ohr fest an die Türritze gepreßt, in ihre Wohnung hinein. Alles ist still, kein Wasser rauscht. Ach, wenn sie doch nur ihr Bubi könnte atmen hören! Da fällt etwas zu Boden, ein Zettel, der wohl in der Ritze gesteckt hatte. Darauf steht: „Ich gehe ins Kino. Meine Tochter ist gekommen mich abzuholen. Bubi ist ruhig und Sie kommen ja bald. Siehe Rückseite!" Hastig wendet Hedi das Blatt: „Wohnungsschlüssel ist in Ihrem Briefkasten."

Atemlos streckt Hedi ihrem Mann den Papierfetzen hin: „Und der Briefkastenschlüssel? — —"

Wütend ballt er den Wisch zusammen: „Ist in meiner Werktagshose Oder halt! Vielleicht hab ich den Reserveschlüssel in meinem Portemonnaie!"

Endlich hält Hedi, krampfhaft aufschluchzend und doch erlöst, den Wohnungsschlüssel in der Hand und dreht ihn im Schloß.

Wie gut, wie vertraut riecht die Luft in ihrem Vorplatz, so eigen wie nirgends sonst in der Welt. Und da steht Bubis Sportwägelein in dem sich der Teddy reckt. Bubis Teddy mit der plattgedrückten Nase. Gibt es etwas Schöneres? Sie kann nicht anders, sie muß den geloben Pelz im Vorbeigehen streicheln.

Wo war inzwischen der große Rudi geblieben? Der stand schon mitten im Schlafzimmer, hatte den guten Rock über eine Stuhllehne geworfen, und hielt sein Bubi im Arm.

„Aber Rudolf!" — Jetzt war Hedi wieder ganz und gar verständig waltende Hausfrau — „was macht du großes Licht und weckst ihn auf!"

„Er hatte die Augen ganz weit offen, da dachte ich...."

Er ist ganz tief im Schlaf. Gleich leg ihn wieder in die Kissen!"

„Still! Er spricht. So hör doch nur!"

„Vati", flüstert Bubi halb im Traum, „Mugik, Mugik" —

„Musik? Bubi, wo?"

„Da, Vati, da: bum-bum —"

Fest, ganz fest drückt sich der Strubelkopf an Vatis Brust.

„Er hört wie dein Herz klopft", sagt Hedi, er hat neulich das gleiche zu mir gesagt."

„Mugik, Mugik, ganz da din," murmelte Bubi.

„Du hörst Musik in unserer Brust! Bubi, wenn wir dir das je vergessen..."

„Ja, gelt du, und wir gehen nicht eher wieder zusammen aus dem Haus, bis er mitgehen kann!"

„Ja, Hedi und dann hören wir mit sechs Ohren und sind alle drei ganz bei der Sache."

„Und kein böses Wasser rauscht mehr dazwischen", denkt Hedi und deckt ihr Bubi zu bis an die kleine Nasenspitze.

Anmerkung der Redaktion.

Wie viele junge Eltern, denen niemand in ihrer Abwesenheit ihre Kleinen betreut, kommen nie mehr zu einem gemeinsamen Genuß, und wenn sie sich trotz der Sorge um die Kinder doch losreißen, so verdirbt ihnen die innere Unruhe jede Freude.

Eine Mahnung zur Nachbarhilfe, wie wir sie uns schöner nicht ausdenken könnten.

Schweizerischer Lyceum-Club
Ortsgruppe Zürich

Unter dem harmlosen Titel „Wir reisen wieder!" sprachen Dr. Elsa Girsberger, Bettina Hürlimann und Doris Gäumann-Wild über Reiseeindrücke aus Deutschland, England und Oesterreich. Es war eine sehr ernste Stunde, die uns tief in die geistigen Nöte und Sehnsüchte der vom Krieg betroffenen Länder blicken ließ. Als Lichtblick empfand man dagegen den Bericht von der gründlichen Umgestaltung des englischen Familienhaushaltes, von dessen Pflichten die Eheherren und Söhne mit großer Selbstverständlichkeit einen Teil übernehmen, um die Hausfrau, die keine Dienstboten auftreiben kann, zu entlasten. Ein Austauschkonzert mit Genf brachte uns die Altistin Edmée Defago, die ausschließlich französische Tonsetzer zu Gehör brachte, was trotz schöner Versenkung ins Einzelne eine gewisse Einförmigkeit bedingt. Das große Organ der Sängerin gehört zu jenen Stimmen, die, wie Edelmetall, einer gewissen Wärme bedürfen, um zu schmelzen, d. h. erst nach längerem Einsingen ihren ganzen Wohllaut zu entfalten. Dann allerdings ist ihre Mittellage und Tiefe von großem Reiz, während der etwas gewaltätigen, weil forcierten Höhe mehr Rundung und Angleichung an die Mitte zu wünschen wäre. — Ich möchte diesen Bericht nicht schließen, ohne des 60. Geburtstags unserer Ortsgruppenpräsidentin zu gedenken, unserer verehrten und lieben Frau Marguerite Paur-Ulrich. Wir haben sie gefeiert mit ernsten, tiefen Worten, aber auch mit Darbietungen köstlichen Humors. Zugleich hat wohl in manchem Herzen ein Feuerchen echter Dankbarkeit für ihr unermüdliches treues Walten und ihr menschliches Verstehen gelodert! Anna Roner

rere, was um sie herum geschah, kann jedem von uns zustoßen, wenn die Dinge, die dieses Buch schildert, nicht unser Denken und Handeln von Grund auf beeinflussen. Und Harry Scherman erklärte nach der Lektüre des Buches: „Man kann sich unmöglich vorstellen, daß irgend etwas, das heute geschrieben wird, für das Menschengeschlecht wichtiger sein kann als die „Hiroshima".

Die Personen in diesem Buche sind lebende Menschen, keine erdachten Figuren, und was John Hersey erzählt, ist die Geschichte ihres Lebens, zum größten Teil in ihren eigenen Worten. „Ueber das Buch selbst läßt sich nichts sagen, was auch nur entfernt dem gleichkäme, was er selber zu sagen hat. Es spricht für sich selbst und in unvergeßlicher Art für die Menschheit".
Aus „New York Times".

Rauhe Laufbahn. Von Lloyd C. Douglas. Diana-Verlag, Zürich. Preis Fr. 16.—.

Selten habe ich in der letzten Zeit ein Buch gelesen, das mich so sehr von der ersten bis zur letzten Seite nicht nur gepackt, sondern gefreut und befriedigt hat. Es behandelt, auf eine einfache Formel gebracht, das Problem, ob der Arzt, und speziell der Chirurg den Patienten nur als Fall, als Objekt behandeln soll und darf, oder ob er bei jedem einzelnen Patienten die menschliche, die soziale Seite in die ganze Art der Behandlung miteinzubeziehen hat. In überaus spannender Entwicklung zeigt dann der Autor auf, wie der vielleicht wissenschaftlich auf etwas weniger höchstem Gipfel stehende, aber menschlich einfühlende, psychologisch scharf beobachtende Arzt und Kliniker oft so überraschende Erfolge hat, die der reine Wissenschafter sich nicht erklären und oft oder meistens auch nicht erreichen kann. In anhaltend spannender, sauberer, tief in die Probleme des Spitaldienstes einschürfender Art lebt man das Leben dieser älteren Wissenschafter und jüngeren Assistenzärzte mit, und wenn man das Buch fertig gelesen hat, so fehlt einem einfach etwas, und man ärgert sich, daß man es nicht langsamer gelesen hat, und fängt vorne wieder an. Es ist ein Buch, so aufbauend, so positiv, daß es in die Hände jedes jungen Mediziners gehört, damit er frühe lerne zu verstehen, daß Leib und Seele beim Patienten ein untrennbares Ganzes bilden. El. St.

Veranstaltungen

Schweiz. Verband der Akademikerinnen

Samstag, den 8., und Sonntag, den 9. November 1947,

24. ordentliche Delegiertenversammlung in Bern

Samstag, den 8. November

20 Uhr: Restaurant Innere Enge (Engestr. 54): Empfang, gegeben von der Sektion Bern. Als Einlage: Der Kongreß der IFUW in Toronto. Bericht der Delegierten.

Sonntag, den 9. November

9 Uhr: Rathaus, Konferenzzimmer Nr. 7, 2. Stock (Eingang rechts durch den Hof): Delegiertenversammlung.
In der Pause Besichtigung des Rathauses.

13 Uhr: Mittagessen im Restaurant Dählhölzli. Preis Fr. 6.—.
Anschließend Besichtigung des Tierparks Dählhölzli unter Führung der Verwalterin Frau Prin.-Doz. Dr. Monika Meyer-Holzapfel.

Nach 16 Uhr: Abschiedstee im Restaurant „Zum Antiquar", Kramgasse 74.

Traktandenliste der Delegiertenversammlung

1. Aufruf der Delegierten.
2. Protokoll der Delegiertenversammlung vom 9. und 10. November 1946 in Neuenburg.
3. Jahresbericht des Zentralvorstandes.
4. Jahresrechnung:
   Bericht der Rechnungsrevisorinnen,
   Budget 1947/48.
   Wahl von zwei Rechnungsrevisorinnen.
5. Kommissionsberichte:
   a) Kommission für Fraueninteressen
   b) Kommission für Berufsfragen.
6. Wahlen:
   a) Wahl von vier Zentralvorstandsmitgliedern.
      Anträge der Sektionen:
      Frau Blanche Hegg-Hoffet, Dr. phil. I (Bern), Wiederwahl wegen Ablaufs der Amtsdauer;
      Frau Berthe Lang-Borchet, Dr. ès sc. (Lausanne), an Stelle der zurücktretenden Frau Yvonne Darbre-Garnier, Apothekerin;
      Frl. Dorothea David, Architektin (St. Gallen), an Stelle der zurücktretenden Frl. Alice Kung, Apothekerin;
      Frl. *) (Basel), an Stelle der zurücktretenden Sekretärin Frl. Dr. jur. Helene Pfander (Bern).
   b) Wahl der Präsidentin und der Sekretärin:
      Antrag der Sektion Basel:
      Präsidentin: Frl. Alice Keller, Dr. phil. I;
      Sekretärin: *).
7. Internationale Fragen.
8. Allfälliges.
9. Bezeichnung des Sitzes der Delegiertenversammlung von 1948.

* Der Name der Sekretärin wird den Sektionen noch brieflich mitgeteilt.

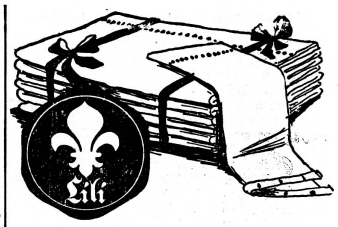
Zürich: Lyceumclub, Rämistraße 26. Montag, den 20. Oktober, 17 Uhr: Literarische Sektion. Im Zyklus „Die Bibel": „La poésie dans la Bible", Vortrag von Marcel du Pasquier, Bern. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, den 20. Oktober um 14 Uhr. Ja, Sie haben es erraten: „Für die Frau daheim" heißt die Sendung, die bekanntlich um diese Zeit den Hörerinnen von Beromünster gewidmet ist. Der anregende, von Greti Imer geleitete „Frühturnkurs für Frauen" wird Dienstag, den 21. und Freitag, den 24. Oktober, um 6.40 Uhr, ausgestrahlt. In der Sendung „Notiers und probiers", Donnerstag den 23. Oktober, um 14 Uhr, wird wiederum mancherlei Wissenswertes ausgeplaudert. Im Zyklus „Wir lernen Schweizer Schriftstellerinnen kennen" stellt sich diesmal Mary Lavater-Sloman in der „Halben Stunde der Frau", Freitag, den 24. Oktober um 14 Uhr den Hörerinnen vor.

Redaktion
Frau El. Studer v. Gumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)



die Wäsche für Bett * Tisch und Küche

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

Daheim Bern Zeughausgasse 13
Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 2 49 29

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Für Sie und Er aus England!

① Art. 49. 240/340 blau/weinrot Filzstoff, Cosysohlen, weiche Zwischensohlen, praktisch und angenehm. Nr. 36—42 nur 12.50
② Art. 40. 140 Damen-Cosy-Lederpantoffeln, Chromsohlen, in den Farben braun und rot, Nr. 36—42 nur 14.90
Art. 80 140 Herren-Cosy-Pantoffeln, braun u. schwarz Nr. 39—46 nur 18.20
SCHUHHAUS
Dosenbach
Hauptgeschäft Zürich 1 – Rennweg 56 und Filialen

Marnba SCHAUMBÄDER
für die rationelle Schönheitspflege verjüngen, erfrischen, reinigen, pflegen und parfümieren die Haut
In Apotheken, Drogerien, Parfümerien und beim guten Coiffeur

Süsser Most ab Trotte
Hür söll Frau und Chind und Maa
Moscht frisch ab der Trotte ha!

FANNY MEYER
Poststr. 8 / Zürich
Mercerie / Bonneterie
Strümpfe
Wäsche
Blusen
Echarpen etc.
Kragen
Krawatten
Hosenträger etc.
Herrenwäsche

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Frisch-Ravioli vom Spezialgeschäft
In 3 Minuten sind
Traiteur Seiler's
schmackhafte Frisch-Ravioli gekocht (Rezept auf der Packung).
Hergestellt aus Teig: Eier, Weissmehl, Oel
Füllung: Ia Fleisch und Aromaten
deshalb so nahrhaft!
Preis: 100 g Fr. –.60, Pack.: Kartons à 300 g Punkte: 100 Mehl
Die LEREX-Ravioli in Dosen sind wieder erhältlich!
Uraniastrasse 7 Telephon 27 49 77

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel 24 57 44
Forchstraße 37 Tel 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

Elektr. Rasierapparate

...von SCHÄR
Bahnhofstraße 31, Tel. 23 55 28
Zürich

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

Das gute Brot von
Großbäckerei - Konditorei
Laubscher
Zürich / Badenerstraße 333 / Tel. No. 23 68 24